

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postfachkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

99 Opfer bei Saarbrücken

Die Schlagwetterexplosion auf der Grube Maybach

Das neue furchtbare Grubenunglück bei Saarbrücken hat nach den letzten Nachrichten 99 Tote gefordert. 85 Tote sind geborgen. Im Lazarett sind drei Verletzte gestorben. Unter Tage liegen an einer Stelle, die aber nicht zugänglich ist, noch vier Tote. Außer diesen 92 Toten werden noch sieben Bergleute vermisst, die sich ebenfalls in dem brennenden Stollen befinden und als tot gelten müssen.

Friedrichsthal, 27. Oktober.

Wegen der bis zur Unerträglichkeit gestiegenen Hitze in den Stollen sind die Bergungsarbeiten zur Zeit eingestellt worden. Man vermutet noch etwa zehn Verunglückte unter Tage, von denen jedes keiner mehr am Leben sein dürfte. Im Laufe des heutigen Tages sind die Angehörigen der Verunglückten an die Bahnen geführt worden, um die Toten zu identifizieren. Die Beisetzungsfeierlichkeiten sind auf kommenden Mittwoch angesetzt.

Paris, 27. Oktober.

Der Generalsekretär der Dominikaner, Kaspal, hat der französischen Presse eine Erklärung abgegeben, in der es u. a. heißt, daß die Schäden in Friedrichsthal sehr beträchtlich seien. Trotzdem könne man jetzt schon sagen, daß die Grube gerettet sei. Die genauen Ursachen der Katastrophe ständen zur Zeit noch nicht fest. Doch liege die Vermutung sehr nahe, daß man es mit schlagenden Wetter zu tun habe.

Einer im Schacht beginnenden Feuersbrunst sei eine schwere Explosion gefolgt.

Wenn das Unglück nicht noch größeren Umfang angenommen habe, so sei das in erster Linie der Kaltblütigkeit des Chefingenieurs und des höheren Personals zu verdanken. Man sei sofort bis zum Brandherd vorgedrungen und hätte ihn mit Grubenwasser eingeschränkt. Zur Zeit der Katastrophe seien 700 Bergarbeiter in der Maybach-Grube beschäftigt gewesen. Das Unglück habe sich durch eine starke Rauchentwicklung aus dem Schacht angekündigt, während die Explosion selbst von außen her nicht zu hören gewesen sei. Als das Alarmsignal ertönte, seien die Bergarbeiter mit größter Be-



Das Unglück an der Saar

In der Schachtanlage Maybach bei Quierfeld ereignete sich am Sonnabend eine Schlagwetterexplosion. Unser Bild zeigt Angehörige und Sanitäter, die im Eingange des Unglückschachts auf neue Transporte Geborgener warten.



liefe begegnet. Dauernnd befinden sie sich im harten Kampf mit den Schwaden und trotz aller Anstrengungen begegnen sie nur Toten und Toten. Schauerlich ist der Anblick verbrannter und erstarrter Menschen. Auf den Strohen begegnet man überoll weinenden Frauen, die, von Kameraden ihrer verunglückten Angehörigen gestützt, nur langsam den Weg durch den dunklen Wald in ihr Heim finden. Hoffnung hat niemand mehr und trotzdem verhoort die schwer geprüfte Menge die ganze Nacht bis zum frühen Morgen hindurch am Gitter der Eingangstore, wo viele Frauen ohnmächtig zusammensinken. Die Grube Maybach wurde das letztmal 1907 von einer Schlagwetterexplosion heimgesucht, die 150 Bergleuten das Leben gekostet hat.

Bisher haben zu dem Unglück ihr Beileid ausgesprochen der Reichspräsident an die Direktion der Maybach-Grube, der Reichsaußenminister namens der Reichsregierung dem Präsidenten der Regierungskommission des Saargebietes sowie der Oberpräsident der Rheinprovinz und der Bischof Dr. Bornwaller. Zur Vinderung der bittersten Not hat die Regierungskommission 200 000 Franken bewilligt.

Bei dem Präsidenten der Regierungskommission sind ferner Beileidstelegramme der französischen Regierung und des Ministers für öffentliche Arbeiten eingegangen.

Die Bergungsarbeiten.

Saarbrücken, 27. Oktober.

Die Bergungsarbeiten auf Grube Maybach sind im Laufe der Nacht fortgesetzt worden. Bis jetzt sind 86 Leichen zulage gebracht. 2 Tote liegen noch unter Tage, 3 Bergleute werden vermisst. Von den Verletzten sind 4 schwer verwundet, 4 gestorben, 16 leicht verletzt und einer bereits entlassen. Was die Ursache des Unglücks betrifft, so kann nunmehr als feststehend angesehen werden, daß es sich um eine Schlagwetter- und Kohlenstaubexplosion handelt, die dann durch Gesteinsverletzung lokalisiert worden ist. Völlig unzutreffend sind die Gerüchte, daß am gestrigen Sonntag auf Grube Maybach eine neue Explosion stattgefunden habe. Diese Gerüchte erklären sich dadurch, daß gestern die brennenden Gase, nachdem sie vertrieben und gelöscht worden waren, durch Wetterlufen an die Oberfläche gelangt wurden; bei dem diesigen Wetter fanden die Rauchwolken keinen schnellen Abzug.

„Zeit Journal“ läßt sich von seinem nach Maybach entsandten Sonderberichterstatter melden, die Annahme, daß die Grubenkatastrophe auf Explosion einer Benzollokomotive zurückzuführen sei, treffe nicht zu. Technische Sachverständige betonten übereinstimmend, daß es sich bei der Katastrophe um nichts anderes als um Schlagwetter handeln könne und daß erst im Augenblick der Explosion eine Preßluftlokomotive, die sich in dem betreffenden Schacht befand, aus den Weichen gesprungen und gegen die Wand geschleudert worden sei.

„Zeit Journal“ hat sich beim Sitz der Saargrubenverwaltung in Paris über die näheren Umstände der Katastrophe auf Grube Maybach unterrichtet, und will auch hier die Bestätigung erhalten

haben, daß es sich um Schlagwetter handeln müsse, weil keine Benzollokomotive in Gebrauch gewesen sei. In der Maybach-Grube wurden, wie betont wird, nur Trecker mit Preßluft verwendet.

Motorradunglück: Vier Tote!

Zwei Räder ineinandergeraft. — Ohne Licht gefahren!

Neustrelitz, 27. Oktober.

Vor dem Eingang zur Fasanerie in der Nähe von Neustrelitz stießen am Sonntagabend zwei Motorräder zusammen. Dabei wurden drei Personen sofort getötet und eine vierte so schwer verletzt, daß sie auf dem Transport ins Krankenhaus starb. Bei dem Zusammenprall der Maschinen wurde noch eine Radfahrerin, die mit ihrem Fahrrad zwischen die Maschinen geriet, leicht verletzt. Das Rad wurde erheblich beschädigt. Die Schuldfrage ist noch nicht geklärt. Wie verlautet, ist einer der Motorradfahrer ohne Licht gefahren.

Ganze Familie verbrannt.

Chepaar mit fünf Kindern in den Flammen umgekommen.

Paris, 27. Oktober.

Wie aus Madrid gemeldet wird, forderte ein furchtbares Brandunglück auf einem Landgut in Soberbia in der Nähe von Olotas das Leben einer siebenköpfigen Familie. Auf dem Gut, das dem ehemaligen Torero Torres gehört, brach Feuer aus und dehnte sich mit ungeheurer Geschwindigkeit auf die Nebengebäude des Gutes aus. Das Dach des Wirtschaftshauses, in dem ein Angestellter mit seiner Frau und seinen fünf Kindern wohnte, stürzte zusammen und begrub die Bewohner unter den Trümmern. Nach mehrstündigen Bemühungen konnten die Unglücklichen nur noch als verkohlte Leichen geborgen werden.

Naziführer als Mörder.

Den Gegner durch sechs Revolverschüsse getötet.

Mainz, 27. Oktober.

Am Sonnabendabend kam es zwischen dem auf Urlaub befindlichen Sohn des verstorbenen Altbürgermeisters Haupt in Rodenheim, einem Studenten, und dem bei der Familie beschäftigten 30jährigen Dienstknecht Arbeiter, dem Führer der dortigen Hitler-Gruppe, zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf der Knecht einen Revolver zog und den Studenten durch sechs Schüsse tötete. Der Täter wurde von der erregten Bevölkerung so verprügelt, daß er mit lebensgefährlichen Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.



kleinigung zu Tage gefördert worden, wobei man festgestellt habe, daß 110 Mann fehlten. Die Opfer seien in einem Stollen in 690 Meter Tiefe beschäftigt gewesen. Der französische Außenminister Briand hat an den Präsidenten der Saarländischen Regierungskommission, Sir Ernest Wilson, ein Beileidstelegramm gerichtet, in dem es u. a. heißt, die Regierung der französischen Republik neige sich ehrfurchtsvoll vor den Opfern der Katastrophe. Die Regierung bitte, den betroffenen Familien ihr tief gefühltes Beileid und den opfermütigen Rettern ihre lebhafteste Anerkennung auszusprechen.

Berichte von Geretteten.

Einer der Kumpel hat seinen Kameraden eine Strecke mitgeschleift, ehe ihn giftige Gase zwangen, seine Last abzuwerfen. Ergreifend die Szene, wie ein Hohlhauer seine Grubenlampe forderte; er will zurück in den Schacht, will vordringen in das undurchdringliche Dunkel durch die zusammengestürzten Gesteinsmassen; denn er weiß, unten liegen sein Bruder und sein Schwager. Drei Bergleute, die man schon zu den Vermissten zählte, waren lange Zeit in den Schwaden umhergeirrt, bis ihnen frische Luft den Weg zum Jungwald-Schacht wies, aus dem sie dann ins Freie kamen. Die Hitze und die Schlagwetterchwaden machten die Arbeiten der Rettungsmannschaften außerordentlich schwer, die mit ihren Apparaten nur langsam vorwärts dringen können. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß auch nur einer von den Eingeschlossenen noch lebend geborgen werden kann. Die Schilderungen der zur Ruhe gelangenen Bergungsmannschaften geben ein Bild von der heldenhaften Arbeit und von dem furchtbaren Anblick, der ihnen in der

Der „Baden“-Kapitän verhaftet.

27 Tote auf dem Hapag-Dampfer. — Sieben Deutsche tot und schwer verletzt.

Rio de Janeiro, 27. Oktober. (Eigenbericht.)

Die Befehlung der „Baden“ durch die Batterie eines brasilianischen Forts hat nicht nur 20, sondern 27 Tote gefordert. Außerdem werden 25 Schwer- und etwa 30 Leichtverletzte gemeldet. Einer der Toten ist deutscher Staatsangehöriger. Es ist der Heizer Willi Müller. Alle anderen Opfer sind spanischer Nationalität.

Der Kapitän der „Baden“, Kollin, ist von den brasilianischen Behörden verhaftet worden, da ausschließlich er für den Zwischenfall verantwortlich sein soll. Es wird darauf verwiesen, daß die Batterie des betreffenden Forts ausdrücklich Warnungssignale abgegeben habe, die Kollin jedoch nicht befolgt hatte. So sei es zu dem bedauerlichen Mißverständnis gekommen.

Hamburg, 27. Oktober. (Eigenbericht.)

Die Hamburg-Amerika-Linie teilt mit, daß sich unter den Schwerverletzten der „Baden“ sechs Reichsdeutsche befinden. Davon sind drei Passagiere und drei Angehörige der Besatzung. Auch unter den Leichtverletzten befinden sich mehrere Reichsdeutsche.

Hinsichtlich der Vorwürfe gegen den Kapitän der „Baden“ weist die Hamburg-Amerika-Linie darauf, daß Kollin ein alter erfahrener Schiffsführer sei, der seit vielen Jahren die südamerikanische Route befare und alle internationalen Regeln und Vorschriften durchaus beherrsche.

Die deutsche Gesandtschaft in Rio de Janeiro hat sofort nach Bekanntwerden der Befehlung des Hapag-Dampfers „Baden“ eine Untersuchung eingeleitet und zu diesem Zweck eine deutsche Kommission an Bord des Dampfers geschickt. Zugleich hat sie sich mit den zuständigen brasilianischen Stellen in Verbindung gesetzt. Die brasilianischen Behörden haben ohne weiteres zugestimmt, alles zur Klärung des Falles notwendige einzuleiten und schuldige Personen zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gesandtschaft ist angewiesen worden, auf Grund des festgestellten Sachverhalts angemessene Genugtuung und vollen Schadenersatz zu fordern.

Feiertage der Metallarbeiter.

Der Lohnausfall im Dezember.

Ein Betriebsleiter in der Metallindustrie schreibt uns:

Ein Umstand, der mindestens gegen sofortige Lohnkürzung spricht und den merkwürdigerweise weder Schiedsrichter noch Industrielle noch Gewerkschaftsführer würdigen, sei hier erwähnt. Rämlich:

Der kommende Dezember bringt für die Metallarbeiter durch die eigenartige Folge der Weihnachtstage, Silvester mit Neujahr einen Verlust von mindestens 10 Arbeitstagen.

In dem Monat der größten Ausgaben, in dem noch in einigen anderen Berufen eine besondere Gratifikation ausgezahlt wird, verliert der Metallarbeiter bis zu 40 Proz. seines Verdienstes. Und den geringen Rest will man noch um 8 Proz. kürzen!

Wenn man das arbeitende Volk nicht zur Verzweiflung treiben will, dann vertage man wenigstens die Lohnkürzung — aber ist im Herzen des deutschen Unternehmers jeder Funke von Menschlichkeit geblieben?

Eine Lohnkürzung um 8 Proz. obendrein fehlte da gerade noch, um die „Festimmung“ in unauslöschlichen Haß zu verwandeln gegen ein System, das den ehemaligen Wochenlöhner zum Tagelöhner und Stundelöhner machte, um ihn an den christlichen Feiertagen und insbesondere zum Fest der Liebe leer ausgehen zu lassen und ihm samt Frau und Kindern Stockprügel auf den Rücken zu verlegen.

Die Herren, die in den Arbeiter nur noch einen Faktor ihrer Gekostungsrechnungen erblicken, der ihnen außerdem soziale Lasträder verurteilt, sie dürften nicht ganz übersehen, daß „die Hände“ denken und empfinden.

Nach dem Streik werden die Lohnsätze der Unternehmer den Arbeitern vorrechnen, welche Lohnsummen durch den Streik verloren gingen. Sie wollen dann nicht vergessen, daß die Unternehmer es waren, die der Berliner Metallarbeiterstreik diesen Streik auferzwungen haben. Der Handel, der schon jetzt in seinen Erwartungen auf das Weihnachtsgeschäft, ganz abgesehen von der reichigen Arbeitslosigkeit, stark enttäuscht ist, wird sich bei den „Kapitänen der Wirtschaft“ für ihre Art der Ankündigung bedanken müssen, die die Kaufkraft vollends lähmt.

Die Feier der Bauhütten.

Glänzender Verlauf in der Volksbühne.

Der Verband Sozialer Baubetriebe hielt gestern zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Bauhüttenbewegung eine festliche Veranstaltung in der Volksbühne ab, zu der die Reichsregierung, die Länderregierungen und die gemeinwirtschaftlichen Organisationen zahlreiche Vertreter entsandt hatten.

Nach einer Begrüßung der Anwesenden durch das Vorstandsmitglied des Bauwerksbundes Bernhard entrollte August Ellinger in packender Darstellung die Kämpfe der gemeinwirtschaftlichen Bauhüttenbewegung in den letzten zehn Jahren, die trotz aller Anfeindungen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten bisher schon so greifbare Erfolge erzielt haben. Umrahmt von einem bunten Bild der Bühnenbilder feierten Sänger und Regiatoren die Arbeit des Bauhandwerks, seine aufbauende Schaffensfreude und die Solidarität der Werttätigen. Die unter Ewald Suhrs Leitung gebrachten künstlerischen Darbietungen hinterließen in dem überfüllten Saale allgemein tiefen Eindruck.

Nach der künstlerischen Feier beginnt heute mit der Eröffnung des 7. Bauhüttenfestes die ernste Arbeit. Der Bauhüttenfest findet im Plenarsaal des Reichswirtschaftsrates statt.

Massenbesuch beim „Sturmvogel“.

Sonntag früh: Dunitz liegt über dem Flughafen. Trotzdem haben sich hier etwa 1000 Jung und Frauen eingefunden, um die Anlagen und Maschinen des „Sturmvogels“ zu besichtigen. Eine große Flugzeughalle und 9 betriebsfähige Flugzeuge sind der Erfolg des jahen Kampfes, den der „Sturmvogel“ gegen den Deutschen Luftfahrerverband zu führen hat. Der „Sturmvogel“ hat gezeigt, daß es möglich ist, den Flugpost auch der wertvollen Bevölkerung näherzubringen.

Achtung, Knorrbremse! Morgen, Dienstag, mittags 12 Uhr, Zusammenkunft der freigewirtschaftlichen Funktionäre bei Kahl, Gürtelstraße 28. Betriebsversammlung am 14 Uhr bei Schöne, Snyasstraße.

Das Fest der silbernen Hochzeit begeht heute das Ehepaar R. Rabenke in Berlin-Biosdorf-Süd, Heefstraße 77. Die Jubilare, alle und treue „Barnabais“-Freunde, begehen das Fest in voller Frische. Unsere besten Glückwünsche!

Nazis verprügeln Pfarrer

Sakentkreuzler als Bilderstürmer und Pfaffenfresser

In einer Münchener Versammlung der Nationalsozialisten kam es zu einem Zwischenfall, der für den neuesten Kurs der Sakentkreuzler bezeichnend ist. Es sollte der bekannte Heber Streicher sprechen, der eben eine Gefängnisstrafe wegen Aufreizung absolviert hat. Streicher begann damit, daß er der Versammlung einen im Ornat anwesenden katholischen Pfarrer denunzierte. Die Folge war, daß die SA-Leute über diesen Pfarrer herfielen, um ihn zu verprügeln.

Dem anwesenden Hitler, der sich seit dem Wahlausfall bemüht, seine Partei regierungsfähig zu machen, war dieser Zwischenfall durchaus unangenehm. Trotzdem hatten er und sein Adjutant Esser die größte Mühe, ihre aufgeregten Schüßlinge zu beruhigen, die durchaus an dem Pfarrer ihr Mitleid tüßten wollten. Schließlich drohte Hitler die Versammlung zu verlassen. Er leistete sich auch den beleidigenden Satz: Kein Nationalsozialist dürfe sich an einem Kleid vergreifen, das vielen Deutschen „ohne Berücksichtigung der jeweiligen Träger dieses Kleides“ als Ehrenkleid gelte. Schließlich wurde der bedrohte Pfarrer an den Vorstandstisch gebracht und die Versammlung konnte, nachdem Hitler sich noch über die Disziplinlosigkeit seiner Mannen ereifert hatte, ihren Fortgang nehmen.

Die Nazibewegung, die ja ein großes Teil ihres geistigen Rüstzeugs aus dem Mittelalter bezieht (Zinsverbot, Ständeeinteilung) hat glücklich auch den Huron protestantismus aus der Reformationszeit neu belebt (der nicht das mindeste zu schaffen hat mit moderner Freigeistigkeit und Aufklärung, sondern sich in einer wüsten Beschimpfung des Katholizismus und seiner Einrichtungen erschöpft). Bezeichnend hierfür ist ein Flugblatt der sakentkreuzlerischen Organisation „Blücher“, deren Führer Privatdozent Ruge einmal das schöne Wort geprägt hat: Jeder Blücher-Büchler müßte abends vor dem Schlafengehen beten, daß ihm Gott die Kraft verleihe, einen Juden umzubringen. Das heilige, in ähnlichem Stil behende Flugblatt richtet sich nicht so sehr gegen die Juden als gegen die Katholiken. Nachdem es ausgesprochen hat, daß heutzutage jeder Deutsche das Recht hat, zu sterben, ohne sich ertappen zu lassen, wendet es sich also gegen die Regierung Brüning:

Ein verpöflischer Kanzler, der sich der Zentrumspartei und damit deren römisch-sakentischen Abstammigen, welche schon Luther als Ergiebtige Christi bezeichne, mit Leib und Seele verschrieben, taugt nicht als Führer des deutschen Volkes. Er weiß, wie es in Rom zugeht; wie dort mit den Paterfamilias der verblödeten Gläubigen des halben Erdringes geschwelt wird. Er weiß, daß Pius IX. 66 Millionen Lire der Kirche, Kardinalstaatssekretär Antonelli zwei Jahre vorher 110 Millionen Lire seinen Verwandten hinterließ, und daß man dessen Vastarde göttlich abfinden mußte. Er weiß auch, daß Leo XIII. beim römischen Bankrott 30 Millionen und durch Einbruch 13 Millionen Lire einbüßte. Er kennt diese pfäffliche Höllewirtschaft und Schwelgerei in Goldmillionen genau! Aber bald werden nicht nur die Lebensmittelpflichten und Warenhäuser, sondern auch die katholischen (heiligen) Kirchen von dem hungernden und wütenden Wolfe gestürmt werden. Es wird allen für das Seelenheil völlig wertvollen goldenen Hüllen wegenommen, eingeschmelzen, prägen und sich dafür Brot und Kleidung kaufen! Milliardenwerte liegen in diesen toten Steinkirchen, Dömen, Stiften und Klöstern! Heraus damit! Holt's euch, ihr hungrigen Böker und fürchtet keine Strafe des Himmels! Schlagt die elenden volksverrägerischen Pfaffen, die euch daran hindern wollen, nieder! usw. usw.

Das ist fast genau die Sprache der Bilderstürmer aus dem 16. Jahrhundert. Die Religionskriege mit ihrer Krönung durch den dreißigjährigen Krieg können wieder angehen, da unser Bedarf an Kriegen offenbar noch nicht gedeckt ist. Für die innere Entwicklung des Sakentkreuzertums jedenfalls ein lehrreicher Beitrag.

Franzens Niederlage.

Demonstration in Braunschweig gegen Willkürherrschaft.

Die Stadt Braunschweig stand am Sonntag im Zeichen des Protestes gegen das Willkürregiment des Naziministers Franzen. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold hatte eine gewaltige Demonstration versammelt, in der Abgeordneter Kuttner-Berlin, „die vom Minister, Franzen unterdrückte Wahrheit über den Fall Franzen“ bekanntgab. Gleich zu Beginn der Rede erregte es großes Aufsehen, als Kuttner mitteilte, daß Franzens Kollege, der braunschweigische Ministerpräsident Kuchenthal, persönlich nach Berlin gefahren ist und durch den braunschweigischen Gesandten Boden

beim preußischen Justizministerium hat bitten lassen, die für Herrn Franzen so peinliche Angelegenheit aus der Welt zu räumen.

Hierbei habe sich der braunschweigische Gesandte auf den Standpunkt gestellt: Franzen habe, als er auf der Polizeiwache den Guth fälschlich als Abgeordneten Vohse legitimierte, doch nicht wissen können, daß Guth einer strafbaren Handlung bezichtigt sei! (Offenbar meinte Herr Franzen, daß Guth in der Polizei eine Anstandswaife machen sollte.) Unter stürmischer Heiterkeit der Versammlung stellte Kuttner fest: In Braunschweig gebürde sich Herr Franzen als der brüllende Löwe, in Preußen aber verwandelt sich der Löwe in ein zahmes Katerchen, das Sammelpfötchen gibt! Der Referent wies weiter nach, daß Minister Franzen, gegen den sogar sein Parteifreund Guth zeugt, in seiner Darstellung des Falles

wissenschaftlich die Unwahrheit gesagt

habe. Seine Verbote, den wahren Sachverhalt in Braunschweig bekanntzugeben, kennzeichnen sich als Mißbrauch der Amtsgewalt für persönliche Zwecke. Wenn Herr Franzen den Mut habe, wegen dieser Vorwürfe zu klagen, so wolle der Redner selber — entgegen den feigen Nazimethoden — die Aufhebung seiner Immunität beantragen, um vor Gericht den Wahrheitsbeweis zu erbringen.

In Anbetracht an die mit stürmischem Beifall ausgenommene Rede kam es zu einer spontanen Demonstration in die innere Stadt. Über 1000 Männer und Frauen beteiligten sich an dieser eindrucksvollen Demonstration, die in ihrer Form an die Wahlrechtsdemonstrationen der Vorkriegszeit erinnerten. Um der Polizei keinen Anlaß zum Einschreiten zu geben, wurden nur die Bürgersteige benutzt. Trübige Freilicht-Kufe töteten aus den unübersehbaren Jagen, als die Wohnung des Ministers Franzen passiert wurde. Trotz Sprengungsversuche der Polizei, unter der sich zwei Nazioffiziere diensteifrig heroortaten, konnte die mächtige Demonstration geschlossen und diszipliniert zu Ende geführt werden. Sie hat in den Kreisen der Bevölkerung den besten Eindruck hinterlassen, beim reaktionären Bürgertum jedoch Mutgeheul ausgelöst.

Vor neuen Verhandlungen

Verhandlungstermin noch unbestimmt

Bis heute mittag war dem Metallarbeiter-Verband noch keine Einladung zu neuen Verhandlungen im Reichsarbeitsministerium zugegangen. Es steht überhaupt noch nicht genau fest, ob sich heute noch die Parteien am Verhandlungstisch zusammensetzen werden. Sollte es heute noch zu Verhandlungen kommen, dann ist mit ihrer Aufnahme erst in den späten Nachmittagsstunden zu rechnen.

Die Berliner Metallindustriellen sind heute wieder um eine Hoffnung ärmer geworden. Sie hatten darauf spekuliert, daß heute zu Beginn der neuen Woche eine große Zahl der Streikenden, besonders der Unorganisierten, aus der Streikfront ausbrechen und in die Betriebe strömen würde. Bei den Verhandlungen im Reichsarbeitsministerium wäre eine solche Wendung im Streik ein netter Aktiostellen für die Berliner Metallindustriellen gewesen. Der Traum der Unternehmer ist nicht in Erfüllung gegangen, die Front der Streikenden steht heute noch genau so fest, wie am ersten Streiktage. Ohne daß die Streikposten vor den Betrieben verstärkt wurden,

hat sich kein Streikender gefunden, der aus den Reihen der Streikenden desertiert ist.

Selbst in den Betrieben des Siemenskonzerns, auf die die Unternehmer ihre größte Hoffnung gesetzt hatten, hat sich die Streiklage nicht geändert. Lediglich bei der Knorrbremse in Vichtenberg, dieser ehemals kommunistischen Hochburg, die jetzt von Faschisten stark durchsetzt ist, haben sich heute früh 40 „vaterländische“ Streikbrecher der Betriebsleitung zur Verfügung gestellt, darunter auch das gelbe Arbeiterratsmitglied Kalkowitz. Diesen 40 Unternehmerkehlungen sind in den ersten Sonntagsstunden noch weitere 20 gefolgt.

Die übrigen drei vaterländischen Arbeiterratsmitglieder sowie die übergroße Mehrheit der anderen Anhänger der wirtschaftsfriedlichen vaterländischen Arbeiterbewegung haben es abgelehnt, ihren streikenden Arbeitskollegen in den Rücken zu fallen. Bei den gelben Streikbrechern handelt es sich meist um Maschinenarbeiter, die ohne die Hilfe der streikenden Facharbeiter, Werkzeugmacher und Einrichter, keine produktive Arbeit zu leisten vermögen. Wie bedeutungslos die Zahl der gelben Streikbrecher für den Gesamtbetrieb der Knorrbremse ist, zeigt schon die Tatsache, daß bei Ausbruch des Streiks rund 1750 Arbeiter in diesem Werk beschäftigt waren, die auch entsprechend der Aufforderung der Gewerkschaften den Betrieb verlassen hatten.

Die Verhandlungen im Reichsarbeitsministerium werden also durch diesen „Erfolg“ sehr zum Leidwesen der Berliner Metallindustriellen nicht beeinflusst werden.

Mehrarbeitszeitabkommen gekündigt.

Im Kalk- und im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau.

Halle, a. S., 27. Oktober. (Eigenbericht.)

Eine von über 500 Teilnehmern besuchte Konferenz der Gewerkschaftsfunktionäre beschloß am Sonntag nach einem Referat von Schmidt-Buchum einstimmig, das Mehrarbeitszeitabkommen für den Kalkbergbau und den mitteldeutschen Braunkohlenbergbau zum 30. November zu kündigen, damit ab 1. Januar im mitteldeutschen Bergbau wieder die tarifliche Arbeitszeit gilt. Diese ist im Kalkbergbau für die unterirdisch Beschäftigten auf 7½ Stunden einschließlich einer halbstündigen Pause, für die Tagesarbeiter auf 8 Stunden ohne Pause festgelegt.

Im Braunkohlenbergbau würde bei Wegfall des Mehrarbeitszeitabkommens im Untertagebau die Arbeitszeit 8 Stunden einsch. einer halbstündigen Pause und über Tage die reine Arbeitszeit 8 Stunden betragen. Die Beseitigung der Mehrarbeit bedeutet also eine Arbeitszeitverlängerung um eine halbe bzw. eine Stunde.

Sein Trost

Doch die Kat, die Kat ist gereitelt
Selbst die Kat



Der Friedensblock Berlin — Wien

Löbe, Breitscheid, Crispian im österreichischen Wahlkampf

Wien, 27. Oktober. (Eigenbericht.)

Die Wiener Sozialdemokratie veranstaltete am Sonntag in den zehn größten Sälen Wiens Massenfundgebungen für den Anschließgedanken. Es sprachen u. a. Löbe, Breitscheid und Crispian von der reichsdeutschen Sozialdemokratie.

Reichstagspräsident Löbe wurde überall stürmisch begrüßt. Er führte u. a. aus: „Freiheit und Selbstbestimmung nach innen für die Bürger des eigenen Staates ist untrennbar verbunden mit der Freiheit und Selbstbestimmung eines Volkes nach außen. Wer die demokratischen Rechte des eigenen Volkes verrät, wird vergeblich um Gleichberechtigung an die Welt appellieren. Nicht rückwärts den Kopf gemandt zu Monarchien und Habsburgerherrschaft, nicht seitwärts zu den Faschismen, der die deutschen Brüder in Tirol unterdrückt, sondern vorwärts zur Großdeutschen Republik, die von den Alpen bis zur Nordsee, von der Donau bis zum Rhein das Recht und die Freiheit des Bürgers wahren soll. Unser Heimwehempfänger hat gedroht, daß die Köpfe eurer Führer in den Sand rollen. Eure Führer scheut die Drohung nicht; auch wenn es hart auf hart geht, werden wir in der vordersten Reihe des Proletariats stehen und nicht ins Ausland verschwinden, wie andere Führer zu anderen Zeiten.“

Unsere Köpfe können fallen, aber auch Tausende, auch kann man nicht enthaupten. Auf eurer Arbeit ruht der Widerstand Oesterreichs und Deutschlands, ihr verteidigt die Großdeutsche Republik der Zukunft.

Breitscheid, ebenfalls stürmisch begrüßt, erklärte zunächst, daß die deutsche Sozialdemokratie keinen schändlicheren Wunsch kenne, als daß sich die beiden Völker über ihre Grenzen hinweg die Hände reichen mögen: „Denn wir sind nicht zwei Völker, sondern ein Volk. Erst dann, wenn die Bewißtheit besteht, daß Deutschland und Oesterreich im Herzen Europas einen

Block der Freiheit, der Demokratie, des Sozialismus, einen Block des Friedens

bilden, dann hat dieser Anschluß einen Sinn, wie wir ihn ihm gegeben haben. Sorgen wir dafür, daß am 9. November auch in Oesterreich die Wahlen einen guten Ausgang nehmen.“

Crispian stellte mit Genehmigung fest, daß auch in Deutschland der Faschismus es nicht vermocht habe, die feste Front der Sozialdemokratie zu durchbrechen: „Wie bei uns, so kämpft auch hier die Sozialdemokratie gegenwärtig um die Erhaltung der Errungenschaften, die die Vorbedingung sind für die wirtschaftliche Befreiung des Proletariats. Die Reaktion wird auch hier nicht eure Errungenschaften vernichten können, weil sie zuerst das Proletariat vernichten müßten. Vielleicht können sie einige Proletarier meucheln, wie das in Deutschland und in Oesterreich schon so oft geschehen ist, aber das Proletariat selbst werden sie nicht überwinden. Es wird seine geschichtliche Aufgabe erfüllen und mit unerschrockenem Mut vordringen für die unterdrückte Menschheit.“

Labour-Sieg in Neu-Süd-Wales.

London, 27. Oktober. (Eigenbericht.)

Bei den im Staate Neu-Süd-Wales (Australien) stattgefundenen Parlamentsneuwahlen errang die sozialistische Arbeiterpartei einen überwältigenden Sieg. Die bisherige nationalstaatliche Regierung Bavin verlor ihre Mehrheit. Insgesamt stehen 650 000 Arbeiterstimmen 320 000 bürgerlichen Stimmen gegenüber. Die Labour Party verfügt im neuen Parlament über 54 Sitze (bisher 40), die Nationalisten haben 23 (bisher 35) und der Bauernbund 13 (13). Der Führer der Labour Party, Lang, wird die neue Regierung bilden.

Das Schicksal der Berliner Opern

Trennung der Städtischen von der Staatsoper?

Der Aufsichtsrat der Berliner Städtischen Oper berät seit heute vormittag über die Frage, ob die Arbeitsgemeinschaft, die seit 1927 mit den beiden staatlichen Berliner Opern bestand, fortgesetzt werden soll oder nicht. Diese Frage scheint auf den ersten Blick nicht von grundsätzlicher Bedeutung zu sein, aber in Wirklichkeit wird ihre Lösung die Zukunft unserer ganzen Opernverhältnisse entscheidend beeinflussen.

Es ist klar, daß in der allgemeinen Wirtschaftsmisere und der besonders schweren Situation, in der sich die Finanzen der Stadt Berlin befinden, jede Möglichkeit ausgenutzt werden muß, am Betriebe der drei Opern zu sparen. (Ob die Kroll-Oper erhalten bleiben wird oder nicht, ist in diesem Zusammenhang zunächst unerheblich.) Jede Rationalisierung, die erträglich ist, ohne daß die künstlerischen Leistungen darunter leiden, ist dringend angezogen, jede zweckmäßige Zusammenarbeit der zwei oder drei Opern ist unumgänglich. Der künstlerische Charakter der einzelnen Betriebe und ein edler Wettbewerb dürfen freilich nicht darunter leiden.

Es ist zu hoffen, daß die Persönlichkeiten, bei denen die Entscheidung liegt, die Weite des Blicks und zugleich das Verständnis für das praktisch Erforderliche haben. Wo die Aufgaben so klar umschrieben sind, muß sich auch ein gangbarer Weg finden lassen, der ihre Lösung ermöglicht.

Arno-Holz-Feier.

Gedenkstunde im Rundfunk.

Der große Revolutionär der Dichtung, Arno Holz, ist seit einem Jahre tot. Lange vorher war es still um ihn geworden. Denn Arno Holz war kein Dichter der Mode, keiner, der sich dem Zeitgeschmack anbequeme. Er schuf nach seinem Gesetz, nach dem einzigen Gesetz, das ihm seine Bestimmung vorschrieb. Seine Werke, dieses lebendige Zeugnis eines starken, großen, kämpferischen Geistes, konnten eine Zeitlang wenig beachtet sein; doch sie sind unsterblich, und der Name „Arno Holz“ wird ein Begriff sein, wenn mancher heute vielgenannte und hochgerühmte Dichter vergessen ist. Die Funkstunde konnte als Sprecher für die Arno-Holz-Gedenkstunde keinen geeigneteren Geist finden als Alfred Döblin; niemand hätte bedeutender können, als Döblin es tut. Die Reinheit und die Kraft des dichterischen und menschlichen Willens von Arno Holz charakterisierte Döblin durch den sehr würdigen Vergleich mit Leifing. Holz bekämpfte die dichterische Glätte der klassizistischen Dichter, weil er diesen Willen zur verhüllenden Oberfläche, diesen Willen einer verlogenen Zeit bekämpfte. Dieser Kampf machte Holz berühmt — und er fand Genossen — Genossen, die sich wieder verloren, als sie anderswo neue Möglichkeiten zur Berühmtheit sahen. Holz blieb treu: sich selbst, seinem Werk, der kämpfenden Menschheit. — Einige Dichtungen von Holz wurden im Anschluß an Döblins Rede leider völlig unzulänglich interpretiert; Elfe Beyer sprach sie mit der korrekten, nichtsagenden Singlang-Betonung einer Lyzealmusikerschülerin.

Proletarische Kampflieder.

Konzert des Volkshors Moabit.

Die Arbeiterschaft steht unter dem niederschmetternden Eindruck der Gedenkstunden von Adorf und Friedrichshagen. In diesem Zeichen sang Sonntag der „Volkshor Moabit“ im Konzertsaal der Hochschule für Musik. Doch auch hier hieß die Parole: Nicht Totentanz, sondern Kampf! Das Programm: Arbeitervlieder, Freiheitslieder, proletarische Kampfgesänge. Uhmann, der westdeutsche Arbeitermusiker, der die Haltung des modernen Tondichters erreicht hat, mochte den Anfang: „Der Freiheit mein Lied“ für gemischten Chor, „Empor zum Licht“ und „Sturm“ für Männerchor mit unterlegter Orchesterbegleitung von O. Gerler und von F. Bothe. Vendoal, Tischen und andere folgten, unter ihnen Mussorgski — Mussorgskis „Sonnenhymne“ zu den Worten von Guttmann und Schömank, wie die meisten Stücke des Abends der Chorjammung des DVC. eintrugen. Den Schluß bildete, als Reue für Berlin, Wilhelm Knöchels Kantate „Reue des Arbeiters“ für Chor und Orchester. Ein Werk von hohem Aufbau, um eindringliche Einfachheit der Tonsprache und des Chorjammes mit Erfolg bemüht und daher von hohem Wirkung, die durch die

geschickte Behandlung des begleitenden Orchesters glücklich, wenn auch freilich ein wenig äußerlich, unterstützt wird. Der Chor, der über gute Stimmen, vor allem im Tenor und Bass, verfügt, ist unter der Leitung seines Dirigenten Richard Gülte mit schöner Begeisterung bei der Sache; und wenn es auch beim A-capella-Singen ein paar Schwankungen gibt, so ist doch das musikalische Gesamtbild recht erfreulich.

Der Konzertsaal wird zum Tribunal, als Karl Hahn, der Leiter des mitwirkenden Sprechchors Niederhanshausen, der den Toten von Adorf huldigt, dazu das Wort ergreift. Er verliest die vom „Vorwärts“ zitierte Äußerung der „Deutschen Bergwerks-Zeitung“, die sich bezieht, die Grubenaktionäre über die Zukunft ihrer Dividenden zu beruhigen, während unter der Antenne Deutschlands und der Welt die 265 Opfer des jählichen Unglücks bestattet werden; die herausfordernde Kohheit des Unternehmers bloßstellt und weckt laute Empörung, und die Empörung zittert gleichsam noch in den proletarischen Chörten, die der Sprechchor mit starkem Ausdruck zum Vortrag bringt. Die Hörer erheben sich in selbstvoller Ergriffenheit und stimmen mit ein, als Karl Hahn „Die große Harmonie“ im Gesang des Liedes „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ ausklingt. Aber, so ernst die Stimmung des Abends, so bedrückend die Ereignisse, die hereinziehen: der Beifall bricht mit elementarem Gewalt aus, fast nach jeder Nummer. Ruft, wie erfahren es von neuem — Ruft, die sich mit Dichtervort verbunden, besitz eine unvergleichliche Macht der Erhebung und inneren Befreiung, der Entfesselung gebundenen Lebensgefühls. Es gilt, solche Mächte nicht ungenutzt zu lassen in einer Zeit, in der alle Kräfte der Arbeiterschaft aktiviert werden müssen. Arbeiter, Arbeiterchöre, die singen, sollen heute proletarische Kampflieder singen, das ist keine Geschmacksfrage, das ist ein Gebot der Stunde.

Klaus Pringsheim.

Revolutionäres Theater.

Nachvorstellung der Gruppe junger Schauspieler.

Werner Ackermann schildert in seinem Schauspiel „Flucht nach Schanghai“, das im Lessingtheater aufgeführt wurde, eine aufregende Geschichte, wie sie fast London nicht abenteuerlicher erfinden können. Ein paar russische Aristokraten überreden den Kapitän eines Schmuggeldampfers, ihnen zur Flucht vor den Bolschewisten nach Schanghai zu verhelfen. Von da aus wollen sie Mitternacht in den roten Ketten befreien. Die Ueberrastung wird für sie zu einem gefährlichen Martrium. Zusammengepfercht haften sie unter furchtbaren Entbehrungen im stickigen Lagerort. Wochentag dürfen sie sich nicht an Deck zeigen, denn im letzten Augenblick vor der Abfahrt hat der Kapitän drei Sowjetkommisare an Bord nehmen müssen. In diesem Elend fällt die hochgebildete aristokratische Kultur wie Tanne von den Emigranten. Sie verlieren jede Scham, Leidenschaft jagen auf, die Bestie im Menschlichen erwacht, aber von ihren kleinen und lächerlichen Ständesformeln können sie sich trotzdem nicht freimachen. Das Martrium ist umsonst: die Kommissare entdecken sie kurz vor der Landung. Halten sie erbarmungslos weiter in ihrem schaurigen Gefängnis und schicken den Dampfer unter Sowjetkommando wieder auf hohe See. Im Kapitän ist inzwischen das Mitgefühl für die unglücklichen Leiden der Flüchtlinge erwacht, aber sein Appell an die Menschlichkeit prallt an den starren Prinzipien der Revolutionäre ab. Für sie sind die Emigranten Schädlinge, die vernichtet werden müssen. Ihr Schicksal wiegt nichts. Wahre Menschlichkeit heißt Beirathung der Massen und nicht sentimentales Mitleid für einzelne. Noch einmal schimmert für die unglücklichen Gefangenen die Hoffnung auf. Ein englisches Kriegsschiff stellt den Sowjetdampfer. Die Stunde der Befreiung scheint gekommen. Da ruft der Arzt der Flüchtlinge dem englischen Offizier verzweifelt zu: „Wir dürfen uns nicht befreien, hier herrscht die Pest.“ Genau so erbarmungslos überfallen sie jetzt die Vertreter ihrer eigenen Klasse ihrem traurigen Schicksal.

Ein grandioser dramatischer Stoff, der uns bis ins Innerste aufkräht. Ihn zu meistern fehlte dem Verfasser die geistvolle Kraft. Er charakterisiert nicht, sondern stellt Puppen auf die Bühne, die gefühlschüchtige Flugblätter verlesen. Ohne Notwendigkeit zeichnet er in simpelster Schwarz-Weiß-Manier. Alles Nicht fällt auf die Bolschewisten, aller Schatten auf die bürgerlichen Emigranten. Fast uninteressant folgen wir daher dem Ablauf der Handlung und haben daher die peinliche Empfindung, Parlamentarierreden zu hören

zu müssen, die zum Fenster hinaus sprechen. Ein Teil der Zuschauer sah die Theaterabend als politische Versammlung auf. Bei dem mit Empörung hinausposaunten Schlagworten erblindete mehrfach ein überzeugtes „Sehr richtig!“ Der Sinn des Schauspiels geht übrigens aus der Fülle der Geschehnisse durchaus nicht so einseitig hervor, wie es nach der gedrängten Inhaltsangabe erscheint. Der Gedankengang ist verworren. Unwesentliches wird breit ausgeponnet, Wesentliches bleibt unausgesprochen. Vielleicht hat das Stück ein ganz anderes ethisches Leitmotiv als ich ihm unterlege.

Den unbefriedigenden Eindruck des Abends verstärkt die Gruppe junger Schauspieler, die mit wenigen Ausnahmen dilettantische Darstellerleistungen bieten. Begeisterung, Gesinnung und guter Wille allein schaffens nicht. Dem Regisseur Max Ophüls scheint mehr an der Politik als an der Kunst zu liegen. Aber ohne etwas illusion geht es auch im politischen Theater nicht.

Ernst Degner.

„Schwarzwaldmädel.“

Theater des Westens.

In einer Zeit schlimmster seelischer und wirtschaftlicher Nöte, nämlich während des Krieges, der Revolution und der Inflation war das „Schwarzwaldmädel“ Berlins beliebteste Zerstreuung. Die Melodien dieser Operette werden, der augenblicklichen Schlägerhochzeit beinahe zum Trotz, bis auf den heutigen Tag gesungen, ebenso wie das „gefällige“ Wort: „Da siehst du machlos vis-à-vis“ noch nicht vergessen ist.

Jetzt, nach langer Zeit, kehrt die harmlose Operette in ihre Vaterlande zurück und wird wieder herzlich aufgenommen, von einem Publikum, das schon von vordem mit dem festen Vorsatz sich begeistern zu wollen, in das Theater kommt.

Die Wiedersehensfreude wird nicht vergällt; denn die temperamentvolle Elise Müller ist ein ansprechendes Schwarzwaldmädel, während Carl Rühl geizig zurückhaltend den Domkapellmeister gibt. Louis Kalliger und Hans und da ferner Eugen Stefan und Carl Willi Bogi den Bachmusikern hinreichend zu tun geben, ist der Erfolg gesichert. Wäre es nicht am Sonntagnachmittag gewesen und hätte nicht die Zeit gedrängt, hätten alle Schläger wenigstens drei- oder viermal wiederholt werden müssen.

e. b.

Marxismus.

Von Thomas Mann.

Der von dem Dichter Thomas Mann am 17. Oktober in Berlin öffentlich gehaltene Vortrag „Deutsche Ansprache — ein Appell an die Bernunft“ ist nunmehr in den Druck erschienen. (Verlag von S. Fischer, Berlin, Preis 30 Pf.) Wir veröffentlichen aus diesem Vortrag einen Absatz, in dem sich Thomas Mann mit den Schlagworten „Marxismus und der „Novemberbrecher“ auseinandersetzt.

Marxismus! Einer der jungen Reichswehroffiziere, die jetzt ihre leidenschaftlichen Verhaltungen mit Strafen büßen sollen, die ihrer zeitverfluchten Ehrenhaftigkeit Rechnung tragen, hat vor Gericht erklärt, es sei die Jugend und die Arbeiterschaft gewesen, die an Rhein den Kampf gegen den Separatismus geführt und ihn zurückgeschlagen hätten. Die Arbeiterschaft, was ist das? Es ist die Sozialdemokratie. Jedes Kind weiß, daß, wenn damals das Rheinland abgefallen wäre, es nicht beim Rheinland sein Bewenden gehabt hätte. Wenn es die nationale Haltung der Sozialdemokratie war, durch die der Mißerfolg des Separatismus entschieden wurde — und das ist die historische Wahrheit —, so hat die Sozialdemokratie das Reich gerettet —, und nicht zum ersten Male geschah es damals, daß sie das tat. Sie hat, als es mit uns zum Besten gekommen war, als die Jügel der Herrschaft und Selbstherrschung im blutigen Schleim und niemand da war, sie zu ergreifen, sie hat diese herrenlosen Jügel aufgenommen, die tragische und namenlos undankbare Verantwortung für die Veranlassung des Krieges getragen und das Chaos, in dem ein geschichtlich geschehener und stückiges System das Land zurückgelassen hatte, in eine notwendige Ordnung überführt. Sie hat ihm eine Verfassung gegeben, die so wenig das letzte Wort, die unantastbare Magna Charta für Deutschland zu sein braucht, wie der Verfasser der Verfassung für Europa sein wird, unter der Deutschland aber immerhin bis heute hat leben und die ersten Schritte zu seiner Befreiung und Wiedererhebung hat tun können. Das Wort voll ruckloser Ungerechtigkeit, das umgeht, dies vollkommen gewissenlose Wort von den „Novemberbrechern“ — der ist in Wahrheit des rechtlichen deutschen Namens nicht wert, der es ohne Empörung zu hören vermag oder gar über seine Lippen läßt. Ist es ein Verbrechen, die Macht zu ergreifen in einem Augenblick, da die Geschichte sie einem aufdrängt und niemand sonst da ist, sie aufzunehmen? Was will der Nationalsozialismus heute anderes, als die Macht ergreifen? Freilich, die Sozialdemokratie mußte damals, als es einen rechten Weg für Deutschland überhaupt nicht gab, wenigstens doch einen gangbaren Weg, Wobler aber der Nationalsozialismus uns führen würde, das wissen wir aus dem einfachen Grunde nicht, weil er es selber nicht weiß — weshalb denn auch an der Aufrichtigkeit seines Willens zur Macht die Zweifel sich täglich verstärken...

Wenn ich der Ueberzeugung bin — einer Ueberzeugung, für die es mich drängt nicht nur meine Feder, sondern auch meine Person einzusetzen —, daß der politische Plag des deutschen Bürgerstums heute an der Seite der Sozialdemokratie ist, so verstehe ich das Wort „politisch“ im Sinn dieser inneren und äußeren Einheit. Marxismus hin, Marxismus her —, die geistigen Ueberlieferungen deutscher Bürgerlichkeit gerade sind es, die ihr diesen Plag anweisen; denn nur der Außenpolitik, die der deutsch-französischen Verständigung gilt, entspricht eine Atmosphäre im Inneren, in der bürgerliche Mitspracherechtigkeit wie Freiheit, Gerechtigkeit, Kultur überhaupt noch Lebensmöglichkeiten besitzen. Jede andere schließt eine nationale Katastrophe und Verkümmern in sich, die den fürchterlichsten Widerstreit zwischen Vaterland und Kultur und damit unser aller Unglück bedeuten würde.

Erweiterung des Museums für Meereskunde. Am Sonntag wurde im Museum für Meereskunde eine neue Abteilung eröffnet, in der die Ergebnisse und Instrumente der großen Tiefsee Expedition gezeigt werden, die das deutsche Forschungsschiff „Meteor“ in den Jahren von 1925 bis 1927 im Atlantischen Ozean unternommen hat. Viele Originalinstrumente dieser Forschungsreise werden in betriebsfähiger Form vorgeführt. Die zum Teil beweglichen Modelle vermitteln dem Besucher ein anschauliches Bild von der Wirkungsweise der Meeresapparate, der Echolote und der verschiedenen Tiefseegeräte. Im Mittelpunkt des Raumes steht ein kleines Modell des „Meteor“, das mit allen Apparaten der Tiefseeforschung ausgerüstet, das Vermessungsschiff in voller Forschungstätigkeit zeigt. Auf Ständern stehen große Glastafeln, die die Weltkarte des Meeresgrundes in 6000 bis 7000 Meter Tiefe veranschaulichen und auf bunten Tafeln sind die Ergebnisse der großen Forschungsreise, insbesondere der Messung der Ozonintensität und der Strömungen, der Unterbindung des Meeresspiegels in den verschiedenen Meerestiefen, der Winderhältnisse um, wiedergegeben. Von Dienstag bis Freitag finden regelmäßig abends um 8 Uhr öffentliche Führungen durch die neue Abteilung statt, die Dr. Witz leitet.

Nicht Dynamit, sondern Kohlenstaub

Die Ursachen der Explosion von Alsdorf

Der Sachbearbeiter beim Verband der Bergbauindustriearbeiter Deutschlands, Genosse Karl Schudy, schreibt uns über die Untersuchungen der Katastrophe von Alsdorf.

Als ich gegen Abend des Unglückstages nach Alsdorf kam, stand bereits fest, daß die Explosion eines unterirdischen Sprengstofflagers nicht in Frage kam. Auch hatte ich sofort Gelegenheit, zuverlässige Augenzeugen zu hören, die gesehen haben, daß eine schwarze Rauchwolke gemeinsam mit einer Explosionsflamme aus dem Schacht kopfengerade gegen den Himmel geschossen war. Das ist die typische Erscheinung einer Kohlenstauberplosion. Diese schwarze Rauchwolke war nicht nur Rauch, sondern auch Kohlenstaub Augenzeugen, die in nordöstlicher Richtung vom Schacht gestanden haben, haben die Flamme nicht gesehen, sondern nur die hohe schwarze Rauchsäule. Das ist daraus erklärlich, daß noch dieser Seite hin der Wind ging, der den Rauch und Staub schon gleich, wenigstens teilweise, soweit mitnahm, daß die Stichflamme verdeckt wurde. Ich vertrat dann sofort im internen Kreise unserer Kameraden die Ansicht, daß es sich um eine

unterirdische Schlagwetter- und Kohlenstauberplosion

handelt, die auch oben die Bewüstungen angezündet hat. Ich hatte um so mehr Berechtigung zu meiner Ansicht, als mir bekannt war, daß in den ersten Nachkriegsjahren in der Tschechoslowakei ein ähnliches Unglück passiert ist, jedoch nicht mit so starken Zerstörungen der oberirdischen Anlage, wie im Falle „Anna II“.

Ich habe dann nachträglich die Literatur über diesen Fall nachgesehen und gefunden, daß es sich um das Steintohlenbergwerk Gabriele in Karwin (Tschechoslowakei) handelte. Dort wurde 1921 ebenfalls durch eine unterirdische Erplosion das 35 Meter hohe eiserne Fördergerüst mitsamt dem Schachtgebäude umgelegt. Der Verlust an Menschenleben war gering, weil die Befehlshaber herausgesehen war. Einige Tage vorher war nämlich im Grubenbau auch schon eine Erplosion vorgekommen, die etwa 20 Tote und mehrere Verletzte zur Folge hatte. Aus diesem Anlaß zog man die Befehlshaber aus der Grube zurück. Die Erplosion wurde durch einen Grubenbrand, der bekannt war, verursacht. Ein Kamerad macht mich übrigens auf eine Erplosion aufmerksam, die sich im Dezember 1905 auf der Zeche „Berne“ (Ruhrrevier) ereignete. Die Erplosion schlug aus der Grube und verursachte oben Zerstörungen am Schacht und Maschinengebäude.

Allerdings überholt das Alsdorfer Unglück an Zerstörung alles bisher Dagewesene und dürfte mit seiner Gewalt als einzigartig in der Bergbaugeschichte gelten.

Kunmehr steht fest, daß auch oberirdisch weder Sprengstoff noch Benzin oder dergleichen als Erplosionursache in Frage kommen. Festgestellt ist dagegen, daß ohne Zweifel große Mengen Schlagwetter und Kohlenstaub besonders auf der 300- und 400-Meter-Sohle explodiert sind. Ob auf der 2. Sohle gleichfalls noch Erplosionen aufgetreten sind, ist mir bisher unbekannt. Mechanische Einwirkungen und Verletzungen sind dort jedoch festgestellt worden.

Eine Entzündungsursache ist bisher nicht festgestellt. Als Hauptursachen käme in Frage: entweder Entzündung durch eine Grubensicherheitslampe oder durch einen Schuß. Ferner ist eine Benzol-Lokomotive stets als eine große Gefahr im Bergbau zu betrachten. Auf der 3. Sohle liegen acht Benzol-Lokomotiven. Sieben hiervon sind bereits festgestellt, während eine noch fehlt. Man vermutet sie unter einem Stredenbruch in der östlichen Richtung auf der 3. Sohle. In dieser Richtung befindet sich auch der Lokomotivschuppen.

Sollte die Erplosion durch einen Schuß verursacht worden sein, dann wäre dies nach menschlichem Ermessen am leichtesten feststellbar. Man kann nämlich einigermaßen feststellen, wo die einzelnen Schießmeister sich während der Erplosion aufgehalten haben und ob an irgendeiner Stelle bereits so früh am Schichtanfang geschossen wurde. Schwieriger dürfte die Feststellung sein, wenn die Entzündung durch eine Grubensicherheitslampe (Benzinlampe) erfolgt wäre. Auf der Grube sind elektrische Maschinenschiffen eingeführt. Benzinlampen haben nur noch die Steiger, die Wettermänner, die Schichtführer und die Betriebsauschmittglieder. Sollte eine der Sicherheitslampen die Urheberin sein, so dürfte sie im späteren Verlauf der Erplosion zertrümmert und deshalb eine Feststellung nicht mehr möglich sein.

Bewährend wirkt folgende Tatsache: Ohne Zweifel steht fest, daß auf der 4. Sohle die Erplosion vom Schacht aus nach allen Richtungen in die Baue hineingeschlagen ist. Die dort

entwickelte Hitze und Flammenwirkung muß furchtbar gewesen sein.

Es wurden mehrere Brände ausgelöst, die aber nachher glücklicherweise von selbst erloschen sind. Die Brände wurden auch von Gerichten beobachtet und später unzweifelhaft festgestellt.

Eigentümlich verhielt es, als die Wahrnehmung der Bergleute von einigen Werks- und auch Bergbehördenbeamten als Illusion abgetan wurden.

Ohne Zweifel hat auch auf der 3. Sohle in nördlicher und südlicher Richtung die Erplosion gleichfalls vom Schachtbau in die Baue hineingeschlagen. Sehr zweifelhaft erscheint die Sache in der nach Osten gehenden Richtung, jener nämlich, wo sich der Lokomotivschuppen befindet und wo die gelochte Benzol-Lokomotive unter dem Bruch vermutet wird. Und gerade nach dieser Seite hin hat die Erplosion am weitesten in die Baue hineingewirkt. Dagegen konnte man in allen Schächtzugangsstrecken der 4. Sohle und den vorhin genannten auf der 3. Sohle feststellen, daß die

Explosionsspur nach einigen hundert Meter Verlauf aufhört.

Die schwersten Zerstörungen findet man in Revier 10. Dieses bildet die Fortsetzung der erwähnten östlichen Richtung in mehr als 1 Kilometer Entfernung vom Schacht. Dort sind auch noch Brandspuren feststellbar. Die Erplosion ist dort mit einer derartigen Kraft hineingeschlagen, daß sie sich buchstäblich den Wetterlauf durch Brüche der Strecken verstopfte und so einen Halt fand. Diese gewaltigen Brüche findet man sowohl in der Richtung als auch in den beiden nach Süden und Norden abzweigenden Abteilungsquerschlägen bei Revier 10. Da jedoch vorher auch noch andere Strecken von dieser Richtung abzweigten, bleibt es zunächst rätselhaft, warum die Erplosion auch nicht dort hineingeschlagen ist. Es zweigt dort auch ein Verbindungsquerschlag nach der Schwesternanlage „Anna I“ ab und eine andere Richtung nach

anderen Steigereviere der Anlage „Anna II“, wo verhältnismäßig wenig Opfer zu beklagen sind.

Wie die Erplosion eine derartig furchtbare Wirkung oben auslösen konnte, während der Schacht selbst verhältnismäßig wenige Zerstörungen zeigt, dafür gibt es eine einleuchtende Erklärung. Auf jeder Grube gibt es alte Hohlräume, die zur Schlagwetteransammlung Gelegenheit bieten. Die Bergpolizei Vorschriften verlangen deshalb auch, daß

alle Räume möglichst wetterdicht abgedämmt

werden müssen. Solche Abdämmungen sind aber nur dann möglich, wenn die betreffenden Zugangsstrecken mit nassen Mauern oder Betonwänden abgeschlossen werden. Eine einfache Bergemauer genügt nicht, da sie nie vollkommen dicht abschließt. Die Abflüsse erfolgen aber in den meisten Fällen eben durch solche unzulänglichen Bergemauern. Gerade auf der 3. Sohle dieser Schachanlage sind in nächster Nähe des Schachtes die Flöze alle abgebaut und dort also solche Schlagwetterneister ohne Zweifel in großer Zahl vorhanden.

Spionage in der Bahnpost

Dolen verleiten Postbeamten zum Landesverrat. — Er beging Selbstmord

Jetzt wird ein bereits einige Monate zurückliegender Spionagefall bekannt. Ein polnisches Spionebüro, das seinen Sitz in Bentschen hatte, versuchte in den Besitz der Post zu gelangen, die vom Reichswehrministerium in Berlin an die 1. Kavalleriedivision in Frankfurt a. d. Oder und umgekehrt geschickt wurde. Die Polen bedienten sich für diesen Teil der Spionage eines **Postbeamten**, der sich durch Geldangebote verlocken ließ, seinen polnischen Auftraggebern amtliche Schreiben auszuhändigen. Dieser Postbeamte hat dann, als er schließlich noch verhaftet wurde, nach Ablegung eines vollen Geständnisses im Moabiter Untersuchungsgefängnis am 13. Juli d. J. Selbstmord durch Erhängen verübt.

Ueber die Angelegenheit erfahren wir von zuständiger Stelle folgende Einzelheiten: Das Reichswehrministerium steht mit der 1. Garde-Kavalleriedivision genau so wie mit allen anderen Truppenteilen in brieflichem Verkehr. Durch die Post werden Anweisungen der Zentrale, die sich auf den Dienstbetrieb oder auf die Verwaltung beziehen, verhandelt, wobei man Kuverts mit dem Aufdruck des Reichswehrministeriums oder umgekehrt der einzelnen Truppenteile verwendet. In diesen Briefen stehen durchaus keine militärischen Geheimnisse, da man grundsätzlich, wie dies auch in früheren Zeiten schon gesehen ist, wichtige Dinge nur durch Offizierkurier befördern läßt. Aber selbst diese Nachrichten untergeordneter Natur erschienen dem polnischen Agenten immerhin wichtig genug. Sehr wahrscheinlich wollte man vor allen Dingen gewisse Stempel in die Hand bekommen, und glaubte sich auch eine tiefere Personalkennntnis der einzelnen Truppenteile verschaffen zu können. Die Post, die von Berlin nach dem Osten des Reiches und nach Polen geht, wird im Eisenbahnzuge, und zwar schon wenige Minuten nach Einladen der Postkäse, auf den Berliner Stationen sortiert.

Im Bahnwagen befinden sich drei Beamte, von denen der eine die beiden rechts und links an der Wand angebrachten sogenannten Stempelschränke zu bedienen hat, wo die Post nach den einzelnen Stationen geordnet hineinkommt, während der zweite Beamte die Sortierung besorgt und der dritte im Packraum beschäftigt ist. In diesem Postwagen war auch der 51-jährige Postassistent Christian Schulz aus der Langhansstr. 4 in Köpenick tätig, der vor dem Krieg an der Ostgrenze des Reiches als Beamter beschäftigt war und später nach der Abtrennung Polens vom Reich nach Berlin verlegt wurde. Schulz hatte in der Regel im Eisenbahnwagen die Post in die beiden Schränke einzusortieren und las dabei auf den Kuverts natürlich auch die Namen der Absender, und der Empfänger. Anfang vorigen Jahres hatte der Beamte nach seinem Geständnis einen **Polen** kennengelernt, der sich mit ihm anfreundete und der Schulz dazu verleitete, ihm die Post auszuhändigen, die zwischen dem Reichswehrministerium und der 1. Kavalleriedivision in Frankfurt geschickt wurde. Schulz, der in durchaus geordneten Verhältnissen lebte und Familienvater war, ließ sich, nach seiner Behauptung,

durch wenige hundert Mark im Anfang bestechen

und händigte dem Mitglied des polnischen Spionagedienstes in Bentschen die Briefe aus, die für den Truppenteil Frankfurt bestimmt waren. In Bentschen selbst unterhalten die Polen in einer Villa ein mit den modernsten Mitteln ausgerüstetes Büro, in dem die Fäden der Spionage zum großen Teil zusammenlaufen. Von hier aus geht der Kurierdienst nach Warschau, mit den Nachrichten, die von den Agenten auf Umwegen und verschiedene Vermittlungsposten einlaufen. In Bentschen befindet sich in dieser Spionagezentrale auch eine **Vakanzabteilung**, wo die Beauftragten Pässe mit allen Stempeln erhalten und ferner eine photographische Abteilung, die es ermöglicht, Dokumente in kürzester Zeit zu photographieren. In dieser Villa wurden die von dem ungetreuen Postbeamten ausgelieferten Briefe photographiert und dann so sorgfältig wieder gestopft, daß nicht zu bemerken war, daß die Schreiben schon einmal geöffnet worden waren. Bei der 1. Kavalleriedivision mußte es jedoch nach einiger Zeit auffallen, daß die Berliner Briefe mit Verspätung eintrafen, und man vermutete mit Recht, daß hier Spionage vorliegen mußte. Nach besonderer Verhandlung mit dem Reichswehrministerium wurden nun Briefe zu einer ganz bestimmten Zeit zum Zuge aufgegeben, und durch besondere Beamte des Postamtes in Frankfurt wurde

auf die Minute festgestellt, ob die Sendungen normal eintrafen oder nicht.

So konnte man sehr schnell feststellen, daß Verspätungen bis zu einem halben Tage eintraten, und nun beobachtete man die Beamten der Postwagen sehr sorgfältig. Die Bahnbeamten selbst, die inzwischen schon gehört hatten, daß hier etwas nicht in Ordnung sei, beobachteten sich gegenseitig, und dabei konnte festgestellt werden, daß Schulz sich mit dem polnischen Agenten in Bentschen mehrmals in einem Café traf und mit dem Mann zusammen ins Hotel ging, wo dann in einem bestimmten Zimmer die Uebergabe der Briefe erfolgte, die in der Regel schon nach 30 bis 40 Minuten aus der oben geschilderten Villa zurückkamen. Schulz nahm die Briefe wieder in Empfang, und auf der Rückfahrt

Eine Erplosion, die bereits eine gewisse Stärke entwickelt, wird durch die feinsten Röhren und in die verlassenen Grubenräume (vom Bergmann „alter Mann“ genannt) hinein. Die dort vorgefundene Schlagwettermenge können wegen Sauerstoffmangel nicht alle an Ort und Stelle aufgezehrt werden. Sie werden zum Teil in die offenen Grubenräume (Schächte und Strecken) herausgedrückt, wo sie, mit Kohlenstaub vermisch, ein gefährliches Explosionselement abgeben. Weil sich der ganze Explosionsvorgang um die Schächte herum abspielte, ist es zu verstehen, daß dann die Explosionswelle zum Schacht hinausflug gegen den einziehenden Wetterstrom. Ein solcher Wetterstrom kann einer Erplosion überhaupt keinen nennenswerten Widerstand bieten, im Gegenteil, er begünstigt durch Sauerstoffzufuhr die Entwicklung der Erplosion.

Die nach oben zum Schacht hinausziehende Explosionswelle fand derart viel Nahrungsstoff, daß sie überfüllt war und im Schacht zunächst keine besondere Gewalt entwickeln konnte. Sie trieb große Schlagwetter- und Kohlenstaubmassen vor sich her nach oben und fand oben im Schachtgebäude weiter ungeheure Staubmengen vor. Der Austritt aus dem Schacht in die freie Außenluft brachte dann die Erplosion zu einer Entwicklung, deren Auswirkung wir vor uns sehen.

Vergrößert wurde die Wirkung oberirdisch dadurch, daß die Erplosion in dem den Schacht umgebenden starken Gemäuer großen Widerstand fand. Diesen Widerstand hat sie einfach gebrochen und dadurch so große Verheerungen angerichtet.

nach Berlin schmuggelte er sie in den Postkad, der für Frankfurt a. d. Oder bestimmt war, damit sie an den Bestimmungsort gingen. Als die Kollegen des Schulz die Zusammenkünfte mit den Polen festgestellt hatten, machten sie ihrer vorgelegten Dienststelle Meldung, und diese verständigte die Abteilung IA des Berliner Polizeipräsidium. Man fandte zwei Kriminalbeamte nach Bentschen, die den gegen Schulz geäußerten Verdacht befestigt fanden. In dem Augenblick, als Schulz nichtsahnend die Grenze passierte, wurde er verhaftet und nach Moabit gebracht, wo er unter den gegen ihn zusammengetragenen Tatsachen zusammenbrach und ein umfassendes Geständnis ablegte. Wenige Tage später machte dann Schulz, gegen den ein Verfahren wegen Landesverrats, Untreue im Amt und Unterschlagung eingeleitet worden war, und der mußte, daß er eine lange Zuchthausstrafe zu erwarten hatte, seinem Leben freiwillig ein Ende.

Inzwischen sind Maßnahmen getroffen worden, die eine Wiederholung derartiger Dinge nach menschlichem Ermessen verhindern werden. Die Beamten, die den Bahnpostdienst versehen, werden nicht nur auf der Bentschener Strecke kurzfristig ausgewechselt, es sind auch Selbstkontrollen und andere nicht näher zu erörternde Einrichtungen getroffen worden, die in Zukunft schon in kürzester Zeit zur Entdeckung eines Landesverrats führen müssen. Diese Maßnahmen waren notwendig, weil sich ergeben hat, daß die Organe der polnischen Spionage nicht etwa an Schulz allein mit ihren verlockenden Angeboten herantreteten sind, sondern daß man auch versucht hat, andere Post- und Eisenbahnbeamte zum Verrat anzuführen.

Verkehr hebt sich!

Günstige Septemberzahlen der BBG. — Gestiegene Einnahmen.

Der Verkehr der BBG. ist im Monat September 1930 gegenüber dem Vormonat von 91,6 Millionen auf 92,6 Millionen Fahrten gestiegen. Der Gesamtumfang des Verkehrs gegenüber dem Vorjahre hat sich — die Umsteiger einfach gezählt — von 21,2 Prozent im August dieses Jahres auf 20,8 Prozent im September vermindert. Es ist also eine leichte Besserung der Verkehrslage eingetreten. Die Einnahmen haben sich gegenüber dem September 1929 um 325 000 Mark gesteigert.

Im „Vorwärts“ wurde über die einheitliche Uniformierung des BBG.-Personals berichtet. Es handelt sich hierbei um eine Maßnahme, die der Vereinfachung und der einheitlichen Kennzeichnung dienen soll. Die Einführung erfolgt aber nur, sofern die bisherige Uniform durch neue Kleidungsstücke ersetzt werden muß.

Schiebungen im Marindepot.

Jahrelang Diebstähle und Unterschlagungen.

Kiel, 27. Oktober.

In einem Prozeß wegen der seit Jahren ausgeführten Schiebungen im Marindepot Friedrichsort bei Kiel, durch die die Reichsmarine um viele Tausende geschädigt wurde, beantragte der Anklagevertreter gegen die 14 Angeklagten, frühere Angestellte und Arbeiter des Depots und Kieler Kaufleute, wegen Betrugs, Diebstahls, Hehlerei, Unterschlagung und Urkundenfälschung Gefängnisstrafen von einem Monat bis zu einem Jahr fünf Monaten.

Es handelt sich um rund 20 Materialverschiebungen, die sich auf die Jahre 1925 bis 1929 verteilen. Die Verhandlung wurde zum größten Teil unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt.

Die angeklagten Angestellten und Arbeiter zeigten sich geständig, während sich die Kaufleute auf ihre Gutmütigkeit beriefen und angaben, über die Stellung der Angestellten getäuscht worden zu sein.

„Stefemann-Akademie“. Die Carnegie-Stiftung veröffentlicht die Namen der amerikanischen Persönlichkeiten, die die Vereinigten Staaten in der Friedensakademie, die in Zukunft den Namen „Stefemann-Akademie“ tragen wird, vertreten werden. Es sind dies der Präsident der Columbia-Universität, Butler, die ehemalige Staatssekretäre Kellogg, Colob und Root, die ehemaligen Botschafter Hill, Gerard und Houghton, ferner der Oberst House und Owen S. Young, der Vater des Reparationsplanes.

Beitrag zur Arbeiterwohlfahrt. 1. Kreis Mitte, 2. und 3. Abteilung. Heute abend 19.35 Uhr im Restaurant des Holzarbeiterverbandes, Rumpelstr. 30, Sitzung der Arbeiterwohlfahrt. Genosse Stabrat Schneider hält das Referat.

Wetter für Berlin: Langsame Besserung, aber noch kühl — für Deutschland: Im Südwesten und Süden ziemlich heiter, im Nordwesten und Mitteldeutschland Besserung. Im Osten allmähliches Nachlassen der Regenfälle, überall kühl.

Wilhelm, I. R.

Porträtstudie aus dem Narrenhaus des Kaiserreichs

„Hier habe ich das Luder weggejagt!“ sagte, auf eine Stelle des Schloßgarten deutend, Wilhelm II. befriedigt zum König von Württemberg, als er sich Bülow entledigt hatte. Der vierte Kanzler genießt seine Ruhe, indem er in den Denkwürdigkeiten den Kaiser nicht im byzantinischen Lebensstil schildert, sondern so, wie er wirklich war. Nirgends hinterläßt das Buch so sehr den Eindruck:

Das mittelminliche Kaiserreich ein Narrenhaus!

als an den Stellen, wo E. M. naturgetreu abkonterfeit wird, ein mit Wacht Ueberhäuser, von dessen Launen ein Siebzigmillionen-volk abhing und der schließlich ganz Europa zum Schicksal wurde, und zugleich ein gemindert Zurechnungsfähiger; dem Weltgericht bleibt lediglich die Entscheidung, ob ihm die Wohltat des Paragraphen 51 ganz oder nur zum Teil zur Seite steht.

Die, stets um ihn, ihn genau zu beobachten vermochten, rechneten immer mit einer Geisteskrankheit des Monarchen. Graf Rantz berichtete schon 1807, die Ärzte glaubten, daß der Kaiser noch zu kurieren sei, daß aber mit jedem Tage die Möglichkeit geringer würde, und der alte bedächtige Reichskanzler Hohenlohe fragte Bülow wiederholt:

ob er Wilhelm II. wirklich für geistig normal halte:

er, der große Fürst, habe schon einmal im Leben das Beh behaft, erster Minister eines Souveräns zu sein, der in geistige Umwandlung verfallen sei. Und als auf seiner Orientreise der Hohenzoller in der Erlöserkirche zu Jerusalem schließlich zu predigen anhub, in der Galauniform der Gardebataillon, über die er einen sehr malerischen, mit goldenen Fäden durchwirkten, seidenen Umhang geworfen hatte, befürchtete die Kaiserin, wie sich Bülow durch einen Blick überzeugte, ganz offenbar, daß ihr Mann, „überwältigt“ von der Weiße des Augenblids und unter dem Eindruck der fürchterlichen Höhe, „nicht mehr ganz seiner Sinne mächtig“ sei.

Auch zeigten sich Wertmisse des Verfolgungswahns, so, wenn er an Bismarck dachte oder wenn er in Ungnade gefallene und entlassene Minister allen Ernstes als Hochverräter bezeichnete. Von der üblichen Nordlandreise 1900 schrieb Fürst Philipp Eulenburg, ein Intimus Wilhelms, daß der Kaiser sich nicht mehr in der Gewalt habe, wenn ihn die Wut faßte: „Gestern sah er nicht einmal, daß Matrosen in der Nähe standen, als er tobte, die jede Silbe hören konnten.“ Es bleibe nichts übrig, als „ruhig abzuwarten und Gott zu bitten, daß nicht irgend komplizierte Dinge an Seine Majestät herantreten, denn mehrere Szenen, wie ich sie in Kiel hatte, würden zu irgendeiner nervösen Krise führen, deren Form nicht vorzusagen ist.“

Obwohl Bülow gesteht, oft um das „leelische Gleichgewicht“ des Kaisers besorgt gewesen zu sein, und gelegentlich unerschrocken vom Größenwahn des Monarchen spricht, beschränkt er doch, daß von eigentlicher Geisteskrankheit die Rede sein könne. Dafür erscheint Wilhelm in Bülow's Beleuchtung als

Narrenschänker mit außerordentlich labilen Nerven,

der in Stimmungen zwischen himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt hin- und herwandert, geistig empfänglich und beweglich, von rascher Auffassungsgabe, im Grunde gutmütig, aber ein Regent ohne auch nur eine der Eigenschaften, die einen erfolgreichen Regenten ausmachen. Flatterhaft und starrsinnig in einem, dauernd feinem, augenblicklich jedem Einfluß zugänglich, ohne Augenmaß und Rechtsgefühl, jeder Logik entbehrend, vorschnell, impulsiv, keine Phantasien für Wirklichkeit nehmend, subjektiv wie ein Heldentenor, fähig, dreimal am Tage die Ansicht über die gleiche Sache zu wechseln — das Ganze hieß Wilhelm Imperator Reg. hatte seine Mutter, die Kaiserin Friedrich, einst dem Feldmarschall von Hahnke gesagt: „Wenn Sie jemals annehmen sollten, daß für meinen Sohn andere Motive maßgebend sein könnten als rein persönliche Zwecke und vor allem als persönliche Eitelkeits, so werden Sie sich im Irrtum befinden“, so bestätigt Bülow dieses vernichtende Urteil.

Mit diesem hemmungslosen Schult des Kaisers hing alles Übrige zusammen: seine Sucht,

die Wahrheit so auf den Kopf zu stellen,

daß sich kein Kanzler entschie, keine verblüffende Oberlächlichkeit, seine ungezügelter Schwahnhafte, die den Gesprächspartner nicht zu Wort kommen ließ, sein Hang, sich mit Gekrüper und Geklunker zu behängen, die Steigerung seines Selbstgefühls, „wenn er den Feldmarschallstab in die Hand nehmen konnte“, sein Drang, immer ganz vorn auf der Bühne zu stehen, seine geschmacklos geschwollenen Renommistereien, mit denen er seine innere Kränklichkeit zu betäuben suchte, und seine Taktlosigkeit, die jedermann vor den Kopf stieß: auf eine Fahrt zu dem ungewöhnlich klein geratenen König Viktor Emanuel von Italien nahm er die längsten Offiziere als Begleiter mit. So fiel er umschichtig allen auf die Nerven, seinem Gefolge wie den deutschen Bundesfürsten; Kaiser Franz Joseph, den die Späße und Kalauer seines Kollegen vulgär dünkten, atmete jedesmal erleichtert auf, sobald der Berliner Besuch aus dem Hause war, und Eduard VII. von England empfand tiefgewurzelte Abneigung gegen seinen kaiserlichen Kessen: „Er hatte schon den vorwichtigen Knaben nicht gemacht, den zu Ueberhebung und Unschuldigkeit neigenden Jüngling noch weniger geniert, und der unruhige, laute, allzu laute Souverän ging ihm erst recht auf die Nerven.“

Wenn Riquel sich dahin ausließ, daß der Kaiser „politisch farbenblind“ sei, so hatte Wilhelm II. in der Tat keinen Begriff davon, in welchem Jahrhundert er lebe. Sein politisches Ideal war das reiflose

Kabinettsystem des achtzehnten Jahrhunderts;

am liebsten hätte er „alles Militärische, auch gegen den Kriegsminister und selbst gegen den Generalstab, durch sein Militärkabinet geregelt und bestimmt, die Flotte mit seinem Marinekabinet gebaut, um dann allein über sie zu verfügen, und durch das Zivilkabinet im Innern regiert“ Vorbild für andere Staaten war ihm darum die Türkei mit dem unbedingten, kaiserlichen Gehorham ihrer Beamten gegenüber dem Sultan; die Zustände in dem verrottesten aller Länder fand er „herrlich“. Als er in einem Bericht über China die Bemerkung entdeckte: „Man gibt Befehle und überläßt es den Untergebenen, wie sie die Ausführung möglich machen“, entzückte er sich: „Bravo! Das ist mein Fall!“ Bei jeder Gelegenheit griff er dann selbstherrlich in den Gang der Geschäfte ein und

rühmte sich gern, namentlich im Ausland: „Ich allein bin der Herr und Meister der deutschen Politik, und mein Land muß mir folgen, wohin Ich gehe!“

Stieß er auf Widerstand, so schäumte er. Die Agrarier, die sich gern die „Traktier seiner Majestät“ nannten, hatten es wegen ihrer Opposition gegen seine Kanalpläne mit ihm verschüttet; da legte er los: „Wenn die Hunde es wagen sollten, aus irgendeinem Anlaß sich gegen mich zu wenden in offenkundiger, systematischer, gefährlicher Weise, so fliegen mehrere Köpfe, so wahr ich hier liege.“ Aber am heftigsten hatte er die Arbeiterpartei auf dem Strich; in den Sozialdemokraten sah er „eine Roite wilder Verschwörer und Mordbrenner, die nur auf den Augenblick lauerten, Leitern an das königliche Schloß in Berlin anzulegen, um, ein Messer zwischen den Zähnen und einen Revolver in der Hand, in die Schlafzimmer der Majestät einzusteigen und sie samt den kaiserlichen Prinzen zu erwürgen.“ Immer wieder mußte Bülow Geistesplänen seines Herrn und Gebieters gegen die Sozialdemokratie widerraten. Als es 1899 zu unbedeutenden Streikunruhen in Augsburg kam, war der Kaiser innerlich befriedigt und entschlossen, zu „handeln“: „Ehe nicht“, schwabronierte er,

„die sozialdemokratischen Führer durch Soldaten aus dem Reichstag herausgeholt und jüggelt

find, ist keine Besserung zu erhoffen. Wir brauchen ein Gesetz, monach es genügt, Sozialdemokrat zu sein, um nach den Karolinen verbannt zu werden.“ In dem Wahn befangen, er dürfe jederzeit von sich aus den Belagerungsstand über das ganze Reich verhängen, hoffte er, jawohl, hoffte er auf Zünderung von Geschäften durch Arbeiter, um dann „einen sehr starken Uderlach vorzunehmen“; hinein spuckte die Bahnvorstellung, daß er Ruhe über müsse für 1848! Aber hinter dieser schnurrbartsträubenden Furchheit des innerlich Freigen stand nichts, am wenigsten ein fester Wille.

Rehlich phantastisch, rein gefühlsmäßig, im Zerrspiegel seiner wechselnden Launen sah er die auswärtige Politik. Eine Zusammenkunft mit dem Zaren, bei der er den Eindruck ge-

wann, sie beide hätten nun endlich und gründlich über die Welt disponiert, machte ihn zum begeisterten Küssen-schwärmer; von einem Besuch in Windsor lehnte er verengländer, sogar Zivl tragend, zurück. Am spanisch-amerikanischen Kriege waren seine Sympathien auf der Seite Spaniens, weil die Vereinigten Staaten eine Republik waren. „Frankreich“, schwafelte er ein andermal, „ist ein sinkendes Volk mit entschiedener Niedergangstendenz, das Blut ihres ermordeten Königs und Adels liegt auf der Nation, die durch Gottlosigkeit zerstört wird.“ Nach dem Jameson-Einfall in Transvaal verhöhrte er sich in die verrückte Idee, daß Deutschland in Afrika

Schulter an Schulter mit den Buren

gegen die Engländer kämpfen könne, während anderwärts zwischen beiden Staaten Frieden herrschte; derselbe Wilhelm litt zur Zeit des südafrikanischen Kriege eines Morgens auf dem Bettrand des britischen Botschafters in Berlin, bei dem er schon um 8 Uhr früh eingedrungen ist, um ihm einen blutig dilettantischen

Feldzugsplan zur Vernichtung der Buren

aufzuschreiben, den ER erfassen und entworfen hatte! Denn was immer Wilhelm II. anpackte, sei es innere, sei es auswärtige Politik, er betrieb das Spiel wie Ernst und nahm den Ernst als Spiel.

Daß die Umwelt, Krieger, Wehrauchschwinger, Speichelfeder, Latzenfeiler, die den Monarchen „bei Stimmung“ erhalten mochten und deshalb nie eine Silbe des Widerspruches wagten, seinen Größenwahn steigern halfen, gibt Bülow zu, aber verschlossen bleibt ihm die Schuld des Systems, der von ihm als „genial“ gefeierten Reichsoberleitung Bismarcks, die das Tollhausstreiben Wilhelms erst möglich machte. Noch weniger erkennt er die riesige eigene Schuld. Er möchte sich als Irrenwärter vornehmen, ohne dessen Aufsicht und Fürsorge der Kranke noch größeren Unisug erleidet, aber wer dem Hohenzoller Vergleichs mit dem großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen ins Ohr flüsterte, wer das persönliche Regiment vor der Öffentlichkeit ableugnete, wer den Kaiser immer wieder vor dem Volke deckte, wer ihn so zu neuen Tatzeltäumen geradezu ermunterte, war allemal Bülow. Zur italienischen Schwiegermutter des Fürsten sagte schon anfangs der neunziger Jahre die Kaiserin Friedrich tiefbekümmert:

„Mein Sohn wird das Verderben Deutschlands sein!“

Daß diese düstere Prophezeiung vor Ablauf von zwei Jahrzehnten schauerliche Wahrheit ward, daran trägt Fürst Bülow nicht geringe Schuld.
Hermann Wendel

Ein unruhiger Kontinent

Zur Revolution in Brasilien

Erregte der Sturm, der gerade in diesen Tagen das politische Leben Südamerikas aufwirbelt, in unserem nicht nur geographisch, sondern auch kulturell durch eine halbe Welt von dem Schauplatz jener Ereignisse getrennten Europa wahre Ueberraschung, so kam diese Katastrophe den Wetterkundigen doch kaum unerwartet. Denn diese wukten seit langem, daß unter einer gewalttätigen ruhigen gehaltenen Oberfläche alle die Elemente ihr Spiel trieben, denen nur ein kleiner Anlaß das Signal zum Durchstoß zu geben brauchte. Die schaffende Bevölkerung hat an diesen Revolutionen keinen Teil, denn wie wir sogleich sehen werden, steht hier nicht Sozialismus gegen Kapitalismus, sondern Personalinteresse gegen Personalinteresse.

In Venezuela, der nördlichsten der südamerikanischen Republiken, fühlen wir uns in die dunkelsten Zeiten des Feudalismus zurückversetzt. Werden hier zufolge drakonischer Strafgesetze die kleinsten Diebe vernichtenden Maßnahmen preisgegeben, so werden dagegen die großen in die höchsten Stellungen des Staates erhoben. In furchtbaren Ausmaßen fördern die staatlichen Einrichtungen die Ausnützung naturgegebenen Wohlstandes zugunsten einzelner Privilegierter. In Oegenden, die mit Reichtum an Öl, Kaffee und anderen Naturprodukten gesegnet sind und die einer bedeutend größeren als ihrer jetzigen Einwohnerzahl reichliches Auskommen sichern würden, lebt die arbeitende Bevölkerung in einem wirtschaftlichen und kulturellen Tiefstande, der für einen Europäer des 20. Jahrhunderts kaum noch vorstellbar ist. Der Reichtum des Landes liegt in den wenigen Händen der Regierungsgliedern und ihres Anhangs sowie in denen der Ausländer, die in der Verbundenheit durch kapitalmächtige Trusts das Ausbeuterrecht auf Petroleum und andere Rohstoffe erwerben.

Zum Schutze dieses nuntierischen Systems hat die Regierung das Land schon vor mehr als einem Jahrzehnt unter eine Diktatur gestellt, an deren Spitze bis vor etwa zwei Jahren offiziell als Präsident der Republik und seit dieser Zeit offiziell als Chef des Heeres der General Juan Vicente Gomez steht, der in den Jahren seiner Regierung mehrere hundert Millionen Bolibars zusammengespart hat. Dieser Mann, der mit den Wissenschaften des Lebens und Schreiens noch heute auf bedenklichem Kriegerfuße lebt, versteht sich ausgezeichnet auf die Kunst des Rechnens. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich gegen seine diktatorische Regenshaft, die aus dem Kongress zu Caracas ein Scheinparlament machte und durch Einführung kritikloser Zensur jede öffentliche Kritik unterband, Angriffe geltend machten, die nur deshalb zu keinem Erfolg führten, weil sie mit Gewalt im Keime erstickt wurden. Man erinnert sich hierbei des revolutionären Auszugs, den der deutsche Dampfer „Falk“ unternahm, sowie des Ueberfalls venezolanischer Revolutionäre auf Caracas, der dem Waffenarsenal der holländischen Postzeltgruppe gespart hatte und dessen Folge ein vergeblicher Angriff auf eine venezolanische Küstenstation war. Brachte nun der große Taktiker mit seinem offiziellen Bericht auf die Präsidentschaft der allgemeinen Stimmung ein Opfer, so saulen die politischen Fäden heute doch nicht weniger als sonst in seiner Hand zusammen. Und so herrscht im Augenblick der Zustand einer gewalttätigen Ruhe, von der man noch nicht weiß, ob und inwieweit sie von der Erregung der Schwesterrepubliken berührt werden wird.

Gelangen wir an der pazifischen Küste weiter südlich nach Callao, dem Haupthafen der Republik Peru, so befinden wir uns in einer Sphäre, die der venezolanischen nicht eben unähnlich ist. Im ehemaligen Palast der spanischen Vizekönige in Lima wohnte bis vor kurzem Augusto Leguia, Finanzfachmann und Präsident der Republik. Herr Leguia hatte schon vor langem die Innenpolitik seines Landes wesentlich vereinfacht, indem der Kongress nur noch die Aufgabe hatte, den vom Präsidenten vorgelegten Gesetzentwürfen seine Zustimmung zu erteilen. Für Argentinien, die nach venezolanischen Re-

thoden Einwendungen erheben oder gar ihre Zustimmung verweigern wollten, war auf einer kleinen Insel, Callao gegenüber, eine Freistätte errichtet, für die man sehr leicht lebenslängliche Unterkunft erwerben konnte und in der sich, durch eine wertwürdige Verkettung des Schicksals, Herr Leguia jetzt selbst befindet. Die Sozialgesetzgebung auch dieses Landes ist erschreckend rückständig, und sie mußte die Mißstimmung, die das diktatorische System auch sonst ausstößt, nur noch fördern. Diese war bereits anfangs dieses Jahres auf einen Grad gestiegen, auf dem auch die schärfste Disziplin den Ausdruck der öffentlichen Meinung nicht mehr zurückhalten vermochte. Mog nun die in dem benachbarten Bolivien vorangegangene Revolution, die dem Präsidenten Elias seine Stellung gekostet hat, den greifbaren Anlaß zum Ausbruch der Bewegung auch in Peru gegeben haben, jedenfalls hat der Diktator innerhalb weniger Stunden eine jahrzehntlang behauptete Position kamplos aus der Hand geben müssen. Daß die neuen Machthaber trotz hochflörender programmatischer Verkündigungen keinen System-, sondern nur einen Personalwechsel herbeigeführt haben, werden sie der enttäuschten Öffentlichkeit übrigens bald genug beweisen.

Auch aus Chile, welches seit einigen Jahren unter der Militärdiktatur des Generals Ibanez lebt, kamen gerade in den letzten Wochen Nachrichten über eine im Süden des Landes ausgebrochene Aufstandsbeziehung, und es wäre nicht verumderlich, wenn auch Chile von der Revolutionswelle ergriffen werden sollte.

Argentinien, mit den unendlichen Weidestücken seiner fruchtbaren Tiefebene, die Reichtumsquelle der Farmer und somit das erste in größeren Ausmaßen von europäischen Auswanderern besiedelte Land Südamerikas, hat infolge der hieraus sich ergebenden Massenvermischung seiner Bewohner gewisse europäische Traditionen übernommen, die sich in seiner politischen Struktur im Sinne größerer Freiheitsliebe aussprechen. Die Politik der Regierungen konnte sich daher zu den Mitteln einer Diktatur nie vorwagen. Die publizistischen und literarischen Karikaturen, die zum Ergötzen des Publikums in den Zeitungen täglich über Brigonen, bisher Präsident der Republik, erschienen, heßen an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Als Führer der „Personalfias“ und damit Befürworter einer Stärkung der Position des Staatspräsidenten, näherte er die Stimmung, die sich immer mehr gegen ihn ausbreitete und deren Ausdruck ihn vor wenigen Wochen endgültig zu Fall brachte. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Mann, der, wie er, auf sein Gehalt verzichtete, in einem bescheidenen Privathause wohnte und ausah wie ein alter Oberlehrer, dem die Pension gestürzt war, aus seiner Stellung persönliche Bereicherung erfahren hat. Was sich dagegen nach dem erfolgten Umsturz erwieken hat, ist die Tatsache, daß er den Bereicherungsgelüsten seiner Mitarbeiter allerdings nicht gesteuert hat, und der Pensionsfonds der Republik ist mit einigen hundert Millionen argentinisches Pefos überzogen.

Auch Brasilien befindet sich im Zustande vollster Gärung. Ehr- und geldstüchtigen Politikern, denen das Vaterland zwar dauernd Gegenstand patriotischer Ergüsse, niemals aber Ziel selbstloser Arbeit ist, gibt die vernichtende Wirtschaftslage, in die das Land durch die Kaffeekrisis geraten ist, nicht als Hindernis für die gewalttätige Durchsetzung persönlicher Interessen. Die Ubeentstigkeit des Kampfes, der mit den Mitteln, aber nicht mit dem Willen der großen Massen geführt wird und zu dem gerade in diesen Stunden die Kanonen aufgeföhren sind, kennzeichnet sich durch die rein machtpolitischen Beweggründe, aus denen die Parteien nicht den geringsten Hehl machen. Einen Monat, bevor der neue Präsident sein Amt antreten soll, tritt sein früherer Gegenstandbau auf eine neue mit Ansprüchen hervor, in denen der Süden des Landes ihn gegen den Staat Sao Paulo, dem sein Gegner angehängt, unterstützt. Noch läßt sich nicht absehen, wie und wann dieser Kampf enden wird.

FERNANDO DORF KAMBUZUPITINGO

VON
L.S. WOOLF

Copyright 1930 by „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW 61.

(18. Fortsetzung.)

„Was kann der Büffel, der in der Herde geboren ist, vom Dschungel mißhen? Oder, was weiß der wilde Büffel von der Arbeit in den Reisfeldern? Ich bin sehr weit von hier, jenseits des Meeres, in Indien geboren. Ich war noch sehr klein, als wir nach Colombo in den Laden zogen, den mein Vater sich eingerichtet hatte. Er hatte keine Angst, sein Dorf zu verlassen und über das Meer zu fahren, und er trug auch kein Verlangen, dorthin zurückzukehren. Er war ein reicher Mann. Oh! Was ist dieses Colombo für eine Stadt. Wir wohnen in einem großen Gebäude und rund um uns waren Häuser auf Häuser und Menschen auf Menschen; kein Dschungel oder Schlängen oder wilde Tiere; nicht einmal ein Reisfeld oder eine Kokospalme. Überall sind Strohen, und auf den roten Dächern kommen und gehen Menschen, die man nicht einmal von Ansehen kennt, und Dackentarten und Hagen und Rittschas, hunderte und hunderte. Und es gibt dort große Häuser, so hoch wie der Berg in Beragama; die sind immer voll von weißen Mahatmayas und ihren Frauen, die von Schiffen kommen und auf Schiffe gehen. Wie häufig habe ich als Knabe davorgestanden und zugehört, wie sie immer lachen und rufen und tanzen, Männer und Frauen zusammen. Und schön sind die Frauen, schön wie Lotusblumen, wie es im Sprichwort heißt, schön und schamlos.“

„Ist es wahr, daß die Frauen der weißen Mahatmayas schamlos sind?“ unterbrach ihn Bunchi Menika.

„Jedermann in Colombo sagt, daß sie schamlos sind, schön, toll und schamlos. Sie haben Augen wie Katzenaugen. Das Sprichwort sagt: Wenn die Augen einer Frau wie die Augen einer Katze sind, kommt Unheil über den Mann, der hereinsehend.“ Die Frauen der englischen Mahatmayas haben ganz helles Haar, von der Farbe der jungen Kokosblüte. Ja, sie sind toll Abends machen Männer, die ganz hoch unter dem Dache sitzen, merkwürdige Musik; jeder Kokohmaya nimmt dann eine Frau in seine Arme, steht ihr in die Augen und dreht sich ganz schnell mit ihr im Kreise herum.“

„Aha, Aha, ist das wahr, was ihr da erzählt?“

„Warum sollte ich euch Lügen erzählen. Habe ich nicht zwanzig Jahre in Colombo gelebt? Es ist eine große Stadt. Morgens ging ich oft auf den Steindamm, der in das Meer hineingebaut ist; dahinter liegt der Hafen mit den Schiffen, ein jedes so groß wie ein Dorf. Fortwährend kommen die weißen Mahatmayas in den großen Schiffen; woher sie kommen und wohin sie gehen, niemand weiß es. Sie sind alle sehr reich und bezahlen ohne weiteres fünf Schilling für etwas, das einen Schilling wert ist. Niemals sitzen sie still; sie gehen ganz schnell hierhin und dann dorthin und tun doch nichts. Weiss Leute haben Angst vor ihnen, denn manchmal werden sie plötzlich sehr böse; dann wird ihr Gesicht rot und sie schlagen den ersten Bekannten mit der geballten Faust.“

Fernando schweig. Er war ganz aufgeregter geworden, als seine Jugendjahre in Colombo wieder lebendig wurden. Für den Augenblick hatte er seine Umgebung vergessen. Plötzlich sah er wieder, wo er war: in einem kleinen Dorfe, fern von der Welt. Er sah den unwissenden, unbedarftesten Dörfler, der ihm zuhörte und hinter ihm die Frau, um derentwillen er zu der Hütte gekommen war und an die er nicht mehr gedacht hatte. Eine Seitlang wagte Babun das Schweigen nicht zu unterbrechen, dann fragte er misstrauisch:

„Aha, wenn Colombo euer Dorf ist, wie kommt es, daß ihr jetzt in Kambuzupitingo lebt?“

Fernando sagte. „Was redest du da von Dorf.“ sagte er.

„Immer fragen die Leute hier, von welchem Dorfe kommt er her, und dann heißt es, er ist von Beddegama oder Bogama oder Wedagama oder irgendeinem Gama. Wer auf einem Dorfe lebt, der sagt, wie du es ja eben getan hast. Wie könnte ich mein Gama verlassen?“ Aber habe ich dir nicht erzählt, daß ich in kein Dorf gehöre? Das Dorf, von dem mein Vater kam, liegt jenseits des Meeres; ich habe es nie gesehen und den Namen vergessen. Ich wuchs in Colombo auf und das ist eine Stadt, kein Dorf. Aha! Und was für eine Stadt! Wie herrlich! Für Mellen die Häuser und der Lärm und der Geruch des Saffers, und überall der Staub und die Menschen. Es ist ja eine Märchenwelt, hier zu leben, wie ein Saniast oben auf einem nackten Felsen. Vielleicht komme ich doch noch eines Tages wieder nach Colombo und wohne, wie mein Vater, in einem großen Hause. Mein Vater war reich, aber er spielte; das Geld blieb nicht im Hause. Und ich gab viel Geld für Frauen aus. Da war ein Tanzmädchen aus Indien; ihre Augen hatten mich toll gemacht, und sie fraß mich auf. Da hielt es immer Kupten und Arminge und Fähringe und Seide. Einmal war mein Vater sehr böse, weil alles im Spiel und für Schmud draufgegangen war. Er hatte kein Geld, um Ware für den Laden zu kaufen, und, was ja schlimmer war, kein Geld zum Spielen. Mich aber hatte das Mädchen aufgeglotzt, weil ich mit leeren Händen zu ihr gekommen war, und hatte gedroht, mich lächerlich zu machen, wenn ich sie noch einmal ohne Geschenke besuche. Als ich nun meinem Vater um Geld bat, sagte er mich unter Flüchen fort. Da ging ich in den Laden, nahm von den Waren, verkaufte sie und wusch dem Mädchen zwei Hände voll Silber vor die Füße. Mein Vater versuchte mich und sagte mich mit Schlägen auf die Straße; er drohte sogar, er würde mich der Polizei übergeben, wenn ich zurückkehrte. Ich ging sehr bekümmert fort, wegen des Mädchens. Außerdem war ich traurig, daß ich ihr beide Hände voll Silber gegeben und nicht eine für mich behalten hatte. So stand ich an einer Straßenecke und überlegte, ob es nicht besser wäre, mich aufzuhängen, ehe ich verhungerte. In diesem Augenblick ging ein Röhrer aus Kalutara, Cassim mit Namen, vorbei, den ich oft in den Laden meines Vaters gesehen hatte. Er sagte, als er mich sah, und sagte: „Aha, ich sehe, die Füße des Mädchens sind mit dem Gelde des Vaters und mit dem Leben des Jungen davongetan.“ Da seien die Tränen über mein Gesicht und ich erzählte ihm alles. Er sagte: „Komm mit mir nach Kalutara. Du kannst in meinem Laden verkaufen.“ So kam ich nach Kalutara und blieb zwei Jahre bei ihm als sein Verkäufer. Später schickte er mich als keinen Verkäufer nach Kambuzupitingo, und da lebe ich nun und habe mein eigenes Geschäft.“

Fernando schweig einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Du siehst, ich habe kein Dorf. Ich bin immer unter fremden Menschen, aber Unglück hat mich darum nicht befallen. Ich ging

ohne einen Cent aus Colombo fort und jetzt bin ich reich. Es ist ja dumm, hungrig hocken zu bleiben, wo man geboren ist, wenn man im Nachbarorte Schätze holen kann. Aber jetzt will ich gehen.“

Babun begleitete seinen Besucher bis zu dem Törrchen im Hofsaune und verabschiedete sich von ihm mit den üblichen Worten: „Gut so, gehe jetzt und komme wieder.“

Fernando war von seinem Besuche sehr befreit. Er glaubte, Babun durchschau zu haben und erwartete bei ihm keine Schwierigkeiten; wie konnte das bei diesem einfältigen und stillen Menschen anders sein. Es war auch klar, daß seine Person und sein Reichtum auf beide, den Mann und die Frau, Eindruck gemacht hatten. Trotzdem wurde er nicht undorfschäftig; er beschloß, seinen Antrag durch seinen kleinen Diener machen zu lassen, auf den er sich verlassen konnte.

Der Junge wurde sorgfältig instruiert. Er sollte wie aus eigenem Antriebe an Bunchi Menika heranreisen. Sein Herr sei ein reicher Mann und ein großer Freund von Frauen. Er habe auch schon davon gesprochen, daß sie sehr schön sei, und wenn der Herr es auch nicht gerade heraus gesagt habe, so sei er doch sicher, daß er großes Verlangen nach ihr trage. Wenn sie einverstanden sei, so wolle er seinem Herrn sagen, daß sie ihn in der nächsten Nacht, in der Babun auf der Chena zu machen habe, besuchen oder ihn in ihrem Hause empfangen werde. Sie würde dadurch ihrem Manne und sich selbst große Vorteile bringen, denn sein Herr sei sehr gut und freigebig.

Der Besuch mißlang völlig. Bunchi Menika hörte sich an, was der Junge zu sagen hatte und gab ihm eine kräftige Ohrfeige, die ihn heulend zu seinem Herrn zurückjagte. Sie war sehr böse

über die „Schlechtigkeit dieses Duschungen“ und dachte nicht, daß er von seinem Herrn geschickt worden war.

Fernando prügelte den Jungen und ging eines Abends, als er Babun auf der Chena suchte, selbst zu der Hütte Bunchi Menikas.

„Weib,“ sagte er, „du hast meinen Jungen geschlagen. Was soll das heißen?“

„Er ist hierhergekommen und hat schlimme Reden geführt. Aha.“

„Er, schlimme Reden geführt? Ein achtjähriges Kind.“

„Ja, ja! Er ist hierhergekommen und hat schlimme Reden geführt und gelogen.“

„Gelogen? Was hat er gesagt? Hat er dir gesagt, daß du schön bist und daß alle Männer hinter dir her sind?“

„Aha, Aha! Spricht nicht so. Schamlos hat er geredet. Ich kann nicht wiederholen, was er gesagt hat.“

„Unförmig. Du hast den Jungen geschlagen, und ich will wissen warum oder ich muß zum Kalteffen gehen.“

„Aha, warum zwingt ihr mich, diese Schamlosigkeit zu erzählen?“

„Unförmig. Du bist doch kein Kind. Was kann an Worten schamlos sein?“

„Der Junge kam mit schamlosen Reden zu mir und sagte, ihr hättet Verlangen nach einem Weibe. Er forderte mich auf, heimlich des Nachts zu euch zu gehen, wenn mein Mann auf der Chena ist.“

Fernando sah Bunchi Menika scharf an. Er lächelte, als sie die Augen niederschlug.

„Nun, und wenn der Junge nicht gelogen hätte? Wenn er von keinem Herrn geschickt gewesen wäre?“

„Still, Aha, spricht nicht so.“

„Warum? Bin ich so widerwärtig, daß das Weib des Dörflers Babun sich vor mir ekelt?“

„Das ist es nicht.“

„Was ist es dann? Die Frauen in Colombo und Kambuzupitingo haben mich nicht widerwärtig gefunden. Oder hast du Angst?“

„Ja, Aha, ich habe Angst.“

„Angst, vor was? Was kann Schlimmes geschehen? Niemand bringt etwas zu erfahren. Und was kann Babun machen? Er ist dumm. Er schuldet mir Geld. Was kann er machen?“

„Ich habe Angst. Es ist schwer für mich, euch das zu erklären, denn ich sehe, ihr werdet böse. Ich bin arm und unwissend, aber ich bin nicht das, wofür ihr mich haltet. Ich bin fern zu meinem Mann gekommen, sogar gegen den Willen meines Vaters. Er war der Vater meines Kindes, Aha, laßt mich sein Haus besorgen und seinen Reiz kochen wie bisher.“ (Fortsetzung folgt.)

Das rote Buch

Abenteuerliteratur

Halsen Fuller, jener Junge aus USA, über den an dieser Stelle schon einiges Notwendige gesagt wurde, schildert in seinem neuen Band „Halsen durchzieht Bestien“ (Verlag Drell Köhler, Zürich-Leipzig) ein weiteres Stück seines Abenteuerdaseins: Er wird tatellos eingekleidet, in St. Thomas lebt er in den besten Gesellschaftskreisen und hat nun auf die Abenteuer, die ein Junge aus wohlhabender Familie auf einer Reise in ein fremdes Land erlebt. Er ist ein aufgeweckter amerikanischer Junge, am Anfang seiner Welt steht Amerika mit seinen erfolgreichsten Geschäftsleuten und Heiden wie Lindbergh, dann kommt eine Welle gar nichts, und am Ende wird von oben herab festgestellt, daß auch die Schwarzen so etwas wie Menschen sind. Man hat natürlich nichts gegen den kleinen Halsen, der bestimmt ein netter Bengel ist, doch gegen die Leute, die ihn dieses Buch schreiben ließen und es veröffentlichten, denn ihre Meinung ist Halsen Fullers Meinung...

Joseph Delmonts „20 Jahre Großtier-Jagd“ ist ein Buch über Abenteuer und Fahrten nach allen Erdteilen (Schlesien-Verlag, Berlin). Delmont nennt sich selbst eine Abenteuerliteratur und legt umständlich dar, warum und wieso er eine ist, er ist sehr eingenommen von sich selber und die ganzen Abenteuer mit erotischen Tieren scheinen eigentlich nur erzählt zu werden, um das immer wieder zu belegen. Als Großtier-Jäger hat er bestimmt eine Menge interessanter Abenteuer gehabt, aber er versteht nicht, davon zu erzählen. Er will uns mit der Fügde der Tiere vertraut machen und ist überzeugt, uns das Rätsel des Tieres gelöst zu haben. Wir geben zu, daß wir immer noch vor einem Rätsel stehen... S. Pepper.

Herr Fünf

Alice Berends Kunst, den Montag mit stillem Humor zu durchleuchten, daß über allen Dingen und Menschen ein selbes Lächeln zu liegen scheint, ein sich in ihrem neuen Roman „Herr Fünf“ (S. Fischer, Berlin) mit haucharter, fast unirdischer Romanik. „Herr Fünf“, der Seliger Schred, hat finstlich-tiefe, rätselvolle Augen, das ist eigentlich alles. Aber mit diesem wunderbaren Wau, mit dieser widerstandsfähigen Güte entschloß er sich schwarze Jazzmusik und brummige Bachmeister, greife Pianoleiter, großsprecherische Chors und prächtige Fabritanen, trotz er Zufällen und jeder Schicksalskata, gewinnt er alte Frauen, schlütern und hochgenutete Mädchenherzen und wird, wer weiß, dereinst ein berühmter Komponist. Herzensreife im Trübel der Automobils, leibhaftiger Cigandorf, indes Brennsheren klappern und Sargophone schmettern, ein verklingender Schnulchstrich nach Stille und Unberührtheit mitten im Lärm des Heute — — denkt euch diese Rotide zu Menschen und Situationen verdrängt, und ihr habt vor euch Herrn Fünf und den heiter-wehmütigen, lächelnd-abseitsigen Roman seines Wanderns und Träumens. Dr. Alfred Kleinberg.

WAS DER TAG BRINGT

Druck mit Wassertarben

In der graphischen Fachpresse wird über ein in Amerika entwickeltes Druckverfahren berichtet, den Druck mit Wasserfarben, über den vor dem Kriege auch schon in Deutschland Versuche angestellt wurden, die man später aber wieder aufgab. Während die heute gebräuchlichen Druckverfahren mit Fettverbindungen hergestellte Farben verwenden, werden die Farben des neuen Verfahrens nur mit Wasser, Glycerin (das ja keine Fette enthält), Klebstoff u. a. angerührt. Die Drucke sollen den besten Farbdruck nach den bisherigen Verfahren nicht nachsehen. Besonders wichtig ist, daß man auch Deckfarben verwenden kann, wie sie bisherige Druckverfahren nicht zuließen und daß die Anwendung des neuen Verfahrens einfacher sein soll als der bisherige Farbendruck.

Erdöl in Deutschland

Immer von neuem tauchen Meldungen über die Möglichkeit auf, auf deutschem Boden eine Erdölindustrie von internationaler Bedeutung zu schaffen. In diesen Tagen wird die Europäische des amerikanischen Delmagataten H. F. Sinclair mit solchen Plänen in Zusammenhang gebracht.

Tatsächlich wird in der Provinz Hannover und nahegelegenen Gebieten seit Jahrzehnten Erdöl gefördert; in den Nachkriegsjahren wurde die Förderung stark gesteigert und erreichte 1929 etwa 100 000 Tonnen — gegenüber einem Gesamtbedarf von jährlich 1,3 Millionen Tonnen. Die Einfuhr von Rohöl, Benzin, Schmieröl u. a. kostete im vergangenen Jahr fast 370 Millionen Mark. Es wäre also für die Handelsbilanz sehr erfreulich, wenn es wirklich gelingen sollte, durch stärkere Produktion die Einfuhr zu senken.

Fred S. Saumann will diese Frage in seiner Schrift „Das Erdöl in Deutschland“ (Carl Heymanns Verlag, Berlin 1930) beantworten und trägt hierzu interessante Angaben zusammen. Er bringt eingehende Untersuchungen über alle bisher bekannten Lagerstätten, über die bisherige Bohr- und Förderfähigkeit und über die Aussichten, die diese Produktion zur Zeit beherrschenden Größers Ausflüssen, die Fördermengen wesentlich zu steigern. Die meisten einige Tiefbohrungen, die in der letzten Zeit vorgenommen sind und die darauf hindeuten, daß in größeren Tiefen (über 800 Meter) tatsächlich ergiebige Felder vermutet werden können. Gerade darin aber liegt natürlich die Schwierigkeit, da gerade

Tiefbohrungen kostspielig sind. Tiefbohrungen auf den Rat von Wünschelrutengängern haben in den letzten Jahren einige Millionen Mark vergeudet. Mit Recht verlangt der Verfasser von den deutschen Erdölunternehmungen, über ihre Bohrungsergebnisse die Öffentlichkeit besser zu unterrichten. „Es ist leichter, in Deutschland Einzelheiten über das Ergebnis einer beliebigen Erdölbohrung in einem entlegenen Teil von Nordamerika zu erfahren als über eine deutsche Bohrung.“ Der Verfasser würde erngemeinte ausländische Kapitalanlagen zwecks gesteigerter Bohr- und Förderfähigkeit begrüßen, da sie deutschen Arbeitern Beschäftigung und der deutschen Erdöl-Handelsbilanz eine Besserung verschaffen könnte. A. Franke.

Hei lewet noch!

Auf einem Kleinbahnhof in der sogenannten mecklenburgischen Schweiz findet man folgendes Inventarverzeichnis: 3 Tische, Holz, 5 Bänke, Holz, 1 Waage, Dezimal, 16 Gewichte, Eisen, 7 Gewichte, Messing, usw. Ein Reisender hätte das Verzeichnis vervollständigt und schrie: 1 Schimmel, Amts.

Ein kriegsrischer Zaun

Andere Länder, andere Sitten! In der persischen Stadt Tābriz hat sich der Regierungsvorleiter um seine Villa einen Zaun bauen lassen, in dem sich statt einfacher Holzstaketes die Bewehrung befinden, die der Gouverneur von den räuberischen Kurden erbeutet hat, oder richtiger, die seine Soldaten für ihn erbeutet haben. Augenzeugen bekünden, daß der Zaun der dortigen Bevölkerung nicht wenig Respekt einflößt — wenn der Gouverneur gerade um die Wege ist!

Rundtunk überall

Eine interessante Neuerung bringt die Kraftverkehr Freistaat Sachsis U.-G. Sie hat zwei Groß-Autobusse für Ueberlandverkehre mit Rundfunkanlage ausgerüstet, um den Fahrgästen während der jeweils recht langen Dauer der Fahrten eine Unterhaltung zu bieten. Die Anlage ist folgendermaßen gebaut: Ein um das Wagenbatterien gespannter Draht dient als Antenne, geerdet wird durch die Masse des Wagens selbst. Empfangsapparat und Lautsprecher sind so aufgeschwungen, daß sie möglichst wenig erschüttert werden. Ganz fernhalten lassen sich jedoch die Fahrersprechungen nicht, daher können nur verhältnismäßig starke Stationen, also nur die nächstliegenden Sender empfangen werden. Ob diese Neuerung Anklang finden wird, muß nachgeprüft werden. Es gibt sicherlich Fahrgäste, die Ruhe während der Fahrt vorziehen werden.

Arbeitersport vom Sonntag

Die Bezirksmeisterschaften gaben den Handballern wenig Spielmöglichkeit, dann machte der am Nachmittag einsetzende Regen auch noch ein Spiel der 1. Klasse unmöglich. TSV-Nordring-Turner, 1. Männermannschaft, und TSV-Wedding, 1. Männermannschaft, konnten wegen Nichtbelegung des Platzes an der Schanzenallee nicht spielen. Das andere Spiel der 1. Klasse TSV-Wedding, 2. Männermannschaft, und Freie Turnerschaft Hennigsdorf I fand im Volkspark Rehberge bei strömendem Regen statt. Beide Mannschaften trennten sich 2:2 (2:2). Hennigsdorf war zum Anfang im Zusammenstoß schlecht, und dadurch gelang es Wedding schnell in Führung zu gehen, was Hennigsdorf veranlaßte, lebhafter zu werden. Zur Pause hatten beide Mannschaften je 2 Tore geschossen. In der zweiten Halbzeit hielt sich Wedding viel in Hennigsdorfs Hälfte auf, doch das zehnjährige Spiel der Stürmerreihe brachte keine Erfolge; Hennigsdorfs Torhüter machte manche brennige Situation. Schließlich teilten sich beide Mannschaften die Punkte. — Wedding 3. Männer und TSV-Spandau 1 trennten sich ebenfalls 2:2, obwohl Spandau bis zur Pause 2:0 führte. — Freie Schwimmer Groß-Berlin, Gruppe Siemensstadt, 1. Männer, gewann gegen Rowaves 3 mit 15:2 (8:0). Bena Siemensstadt auch technisch besser war, so hätte das Spiel nicht so hoch ausfallen dürfen. Die Rowawer Hintermannschaft ließ die Siemensstädter oft ungehindert schießen, auch ein Wechsel des Torwächters war zum Nachteil, denn der Ersatzmann war sehr leichtsinnig.

Im Regen durch den Wald Der Herbstverlauf im 1. Bezirk

Trotz des ungünstigen Wetters wurde am Sonntagmittag der traditionelle Herbstwaldlauf der Arbeitersportler des 1. Bezirks (1. Kreis des Arbeiter-Turn- und Sportbundes) unter recht starker Beteiligung durchgeführt. Weit über hundert Sportler stellten sich dem Starter.

Zu einem Propagandalauf, der leider durch die Witterungs-unbill stark beeinträchtigt wurde, traten 25 Sportlerinnen an. In kurzen Abständen machte sich dann das Gros der übrigen Konkurrenten durch das herbstgefärbte schöne Waldgebiet von Erkner auf den Weg. Wenn die Ergebnisse zum Teil hinter denen des Vorjahres etwas zurückblieben, so muß berücksichtigt werden, daß der stellenweise stark aufgeweichte Waldboden eine volle Entfaltung der Läufer unmöglich machte. Eine kleine Ueberraschung gab es im 3000-Meter-Lauf für Sportler, der gleichzeitig auch als Konkurrenz für die übrigen Sparten ausgeschrieben war. Die beste Zeit wurde von dem Rudower Gedda, Fr. R. B. 1913, erzielt, der die Strecke in 9:56 Minuten durchlief. Ritter von der Freien Turnerschaft Groß-Berlin-Osting ging als zweiter in 9:58,4 durchs Ziel.

Resultate: 1000-Meter-Lauf für Jugend: 1. Herdmann und Speidel, beide von Erkner, 4:32,5; 2. Kropp, Wannsee; 3. Schiemel, TSV-Osting. — 3000-Meter-Lauf: 1. Wilbau; 2. TSV-Osting; 3. TSV-Osting. — 5000-Meter-Lauf für Sportler: 1. Wilbau, TSV-Osting; 2. TSV-Osting; 3. TSV-Osting. — 1000-Meter-Lauf für Frauen: 1. Wilbau, TSV-Osting; 2. TSV-Osting; 3. TSV-Osting. — 3000-Meter-Lauf für Frauen: 1. Wilbau, TSV-Osting; 2. TSV-Osting; 3. TSV-Osting. — 5000-Meter-Lauf für Frauen: 1. Wilbau, TSV-Osting; 2. TSV-Osting; 3. TSV-Osting.

Hockey

Tennis Rot 1 mußte sich in Stralau dem Sportverein Moabit mit 1:3 beugen. Der etwas schlüpfrige Boden ließ ein frisches Spiel nicht zu. Moabit fand sich schnell und besser zusammen und konnte bis zur Pause 2:0 führen. Nach Wiederbeginn hatte Tennis Rot sich umgestellt mit dem Erfolg, daß die Väterreihe jetzt etwas stärker wurde. Sie konnte das aber nur in einem Tor ausnutzen, da der Sturm nicht mehr die Durchschlagkraft hatte. Moabit war dagegen noch dreimal erfolgreich. — Der Bezirk Nordring 1 der Freien Turnerschaft Groß-Berlin gewann erwartungsgemäß 6:0 gegen den Bezirk Pantow 1. Immerhin dauerte es geraume Zeit, ehe sie sich auf den ihnen technisch und technisch nicht liegenden Gegner eingestellt hatten. Halbzeit 1:0. Es war im übrigen ein technischer Spaziergang. Pantow verbrauchte dagegen mit seiner Spielweise viel unnütze Kraft, da sie infolge der harten und zu weiten Vorlagen so lange und schnelle Wege machen mußten, um an den Ball zu gelangen. — Nordring II gewann gegen Neutölln I verdient 3:0.

— Pantow II und Neutölln II trennten sich 8:0. — Die Frauen Nordring 1 spielten gegen Pantow II 6:0 und Tennis Rot 1 gegen Neutölln 7:0. Tennis Rot II und Pantow 1 0:0.

Die Wasserballserie Möwe - Lichtenberg 6:4

Am Sonnabend fanden sich im Limabad Möwe und Lichtenberg zum fünften Serienpiel gegenüber. Lichtenberg spielt zuerst im Tiefen, Möwe wirft an. Beide Mannschaften sind reichlich nervös und finden sich nicht richtig zusammen. Möwe bekommt gute Schutzgelegenheit, der Ball geht aber übers Lichtenberger Tor. Der Lichtenberger Torwächter wirft ein, gibt den Ball zum Verteidiger, der ihn zum Verbindungsmann weiterleitet. Dieser wird bedrängt, kann den Ball aber doch nach vorn bringen, er gelangt zum Mittelfürmer, der trotz starker Behinderung durch schönen Rückhandwurf zum 1. Tor für Lichtenberg einsetzt.

Lichtenberg bleibt schwächer im Bortell. Der Möwe-Torwächter bekommt stark zu tun, dreimal hintereinander hält er dem Ansturm Lichtenbergs stand. In der zweiten Minute gelingt dem linken Verteidiger von Möwe ein Durchbruch, der zum Ausgleich 1:1 führt. Eine Minute später bekommt Möwe Freiwurf, weil Lichtenberg den Ball unter Wasser gehalten hat. Der Ball gelangt zum freistehenden Mittelfürmer von Möwe und 2:1 für Möwe ist geschafft. Nun verteiltes Spiel. Der Ball wird oft von beiden Mannschaften planlos geworfen, jeder hat nur das Bestreben, den Ball von sich wegzubekommen, wodurch fast immer der Gegner den Ball erreicht. In der sechsten Minute bricht Möwes rechter Verteidiger durch, der Lichtenberger Stürmer geht nicht nach, Möwe kommt mit dem Ball bis vor Lichtenbergs Tor, hier wird der Möwe-Spieler angegriffen, der aber den Ball rechtzeitig zum Mittelfürmer gibt. Ein weiteres Tor (3:1) ist da. Bald darauf Halbzeit.

Lichtenberg stellt nun die Mannschaft um. Trotzdem kann Möwe bald auf 4:1 erhöhen. Ein folgender Durchbruch führt zum 5:1. Lichtenberg kommt nunmehr auf, Möwes Verteidigung wird stark bedrängt, gibt den Ball zum Torwächter zurück, der ihn nicht halten kann und ein Selbsttor herbeiführt. Möwe macht sich wieder frei und kann zum 6:2 vorlegen. Es sind noch 2 1/2 Minuten zu spielen. Lichtenberg reißt sich mächtig zusammen und drängt Möwe zurück. Lichtenberg hat das Spiel jetzt in seiner Hand und erzielt kurz hintereinander 2 Tore. Möwes Torwächter ist besser geworden und verhindert weitere Erfolge Lichtenbergs. Es bleibt bei 6:4 Toren für Möwe.

100 Kilometer im Sportpalast Faudet-Preis die Sieger!

Vor sehr gut besuchtem Hause kam gestern im Sportpalast ein mit zwölf Paaren besetztes 100-Kilometer-Mannschaftsrennen zur Durchführung, in dessen Verlauf die einen prächtigen Eindruck hinterlassenden Franzosen Faudet-Preis mit Kundenvorsprung sich an die Spitze des Feldes legten, um dann diese Position bis zum Schluß der langen Prüfung zu halten.

Schon bald nach Beginn sehen die ersten Vorzüge, angezeilt von den Belgiern van Hevel-Debruynder, ein. Später versuchen die Franzosen Raynaud-Doyen, die im übrigen nur eine bescheidene Rolle spielten, vom Felde zu kommen. Doch jeder, wunderbar aufeinander eingespielt, gehen sofort nach und führen das Feld nun wieder heran. 25 Kilometer sind zurückgelegt, die ersten Wertungen ausgefahren, da stoßen Schön-Stübde vor. Hart im Antritt und einen günstigen Moment abpassend, lösen sie sich leicht vom Felde und gewinnen unter dem Jubel des Hauses eine Runde. Nun ist es aus mit der Ruhe, Vorstoß folgt auf Vorstoß, bis dann Kroll-Miethe aus sich herausgehen und zur Spitze aufrücken. Für kurze Zeit geht es auf der Bahn ruhiger zu. Nach recht scharf umkämpften Spurts in der 50-Kilometer-Wertung versuchen Tieh-Chmer dem Felde eine Runde abzunehmen und rücken nach einiger Arbeit zur Spitze auf. Während der 75-Kilometer-Wertung gehen die Franzosen Faudet-Preisernschaft gegen das Feld vor, überrunden es und übernehmen, da sie in den

Wertungspurts die meisten Punkte zu holen wußten, die Führung in der nun vier Mannschaften starken Spitzengruppe. Doch damit nicht genug. Noch einmal ziehen sie so stark los, daß von den Spitzenmannschaften keine folgen kann. Sie schaffen in Gemeinschaft mit zurückliegenden Paaren den neuen Kundengewinn, den sie bis zum Schluß halten.

Das den Abend einleitende 100-Runden-Punktfahren sicherte sich mit Kundenvorsprung Redjersti. —tz.

Ergebnisse: 100-Runden-Punktfahren: 1. Redjersti, 7 P.; eine Runde zurück: 2. Ridel, 13 P.; 3. Gierontli, 10 P.; 4. Rautowieser, 7 P.; 5. Corpus, 7 Punkte. — 100-Kilometer-Mannschaftsfahren: 1. Faudet-Preis, 2:17:54, 46 Punkte; 2. Runde zurück: 2. Schner-King, 40 P.; 3. Kroll-Miethe, 25 P.; 4. P. van Hevel; Debruynder, 19 P.; 5. Raynaud-Doyen, 18 P.; 6. Schön-Stübde, 8 P.; 7. Runde zurück: 7. Lehmann-Bisfel, 20 P.; 8. Schiller-Saife, 8 P.; 9. Runden zurück: 9. Raynaud-Doyen, 11 P.; 4. Runden zurück: 10. D. Müll-Sibel, 2 Punkte. Aufgegeben: Bondel-van Austerbergh und Vongardt-Mandellom.

„Legalisiert!“

Der DFB. übernimmt den Berufsfußball

Von den Ereignissen gedrängt hat der Gesamtvorstand des bürgerlichen Deutschen Fußball-Bundes in seiner am Sonnabend in Berlin abgehaltenen Vorstandssitzung beschlossen, den Berufsfußball in eigene Regie zu übernehmen.

Die Entwidlung ist über den Vorstand des DFB. hinweggegangen: das halbe Berufsspielerturn, das sich von Jahr zu Jahr mehr im Deutschen Fußball-Bunde ausbreitete, ist offen gegen den Vorstand zur Rebellion übergegangen und hat Berufs-Fußballvereine und sogar einen Berufsfußballverband gegründet. Nunmehr will der Vorstand, um nicht jede Autorität einzubüßen, den Berufsfußball legalisieren. Wie lange es dauern wird, bis die wirklichen Amateurreine sich Berufsfußballabteilungen zugelegt haben und wie lange die Amateurreihen finanziell im Schatten der Berufsspieler bleiben werden, ist, wie die Verhältnisse im deutschen bürgerlichen Fußballsport liegen, eigentlich nur noch eine Frage der Zeit. Eine andere Frage ist allerdings auch, wie lange sich, noch dazu unter den gegenwärtigen schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen, ein Berufsfußballsport in Deutschland halten können. Deutlich und seine Pleite gegangenen Berufsfußballvereine sollten in Deutschland eine Warnung sein.

Forschungsreisen im Auto

Als den ersten seiner dieswintertlichen Vortragsabende veranstaltete der Automobilklub von Deutschland dieser Tage einen Schilddrüsenvortrag des Forschungsteilenden und Groß-Wildjägers Heinz Karl Heiland. „Mit Auto und Büchse durch das Dschungel und die Ruinenstädte Anurat“ lautete das Thema.

Heiland, schon vor dem Kriege durch seine ausgedehnten Forschungs- und Jagdreisen bekannt, verstand es, seine Erfahrungen und Ergebnisse auf seiner letzten Reise, die ihn über einhalb Jahr lang durch die Dschungel Südbensons bis nach Kashmir im Herzen des Himalayagebietes führten, den Zuhörern darzubringen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß Heiland einer der ersten war, der das Kraftfahrzeug Jagd- und Forschungszwecken dienstbar gemacht hat. Er hat neben der jagdlichen Ausbeute wissenschaftliche Eroberungen in den Ruinenstädten Anurat, Hapura und Polunaruwa gemacht. Für den Reisenden hat die Expedition recht erhebliche Anstrengungen; er war gezwungen, unter den primitivsten Lebensbedingungen seine Mission zu erfüllen und mehr als einmal sah er sich in die Notwendigkeit versetzt, das Trinkwasser über zehn Kilometer weit herbeizuschaffen. Es darf bei der Gelegenheit erwähnt werden, daß die Reise mit einem gewöhnlichen Automobil deutscher Herkunft, das lediglich eine besondere Kühlung und verstärkte Federungen erhalten hatte, gemacht wurde.

Wer fährt mit 3 Familien der Naturfreund?

Am letzten Sonntag gaben sich die Teilnehmer der Ferienfahrten und Wochenendfahrten auf Einladung des Touristenvereins „Die Naturfreunde“ im Restaurant Radezahl am Rüggelesee ein Stelldichein. Fast alle Teilnehmer von den Fahren, die der genannte

Selbe Raucherzähne. „Nach langem Suchen endlich das Richtige für meine Zähne. Nach dreimaligem Gebrauch blendend weiße Zähne, trotzdem dieselben durch vieles Rauchen braun und ungesund waren. Ich werde nichts anderes mehr gebrauchen, als Charodont.“ B. Horst Berg. — Man verlange nur die echte Charodont-Zahnpaste, Tube 60 Pf. und 1 Mk. und weise jeden Erfolg dafür zurück. Vorkriegspreis!

DER TRIUMPH DER QUALITÄT!

Millionen von Rauchern sind in kurzer Zeit treue Anhänger der hochwertigen MAKEDON-Zigaretten geworden. Dies ist der volle Beweis dafür, daß der deutsche Raucher Qualität zu schätzen weiß, eine Tatsache, die ihm zur Ehre gereicht. Versuchen auch Sie unsere Marke

MAKEDON

SOZIAL 4⁸ PERFEKT 5⁸

MAKEDON ZIGARETTENFABRIK G. M. B. H., MAINZ A. R. H.

Generalvertretung: Carl Südel, Berlin NW 6, Luisenstraße 30, Tel. D 2, Weidendamm 3354



